39 599

Art zu Art.

Dritter Band.

3

49

Art zu Art.

Roman

von

H. Schobert.

Dritter Band.

Berlin 1897.

Verlag von Otto Janke.

Erstes Kapitel.

Was Maud sonst noch angestrebt, war ihr wenigstens vollgültig gelungen. Die Gesellschaft hatte sich dem jungen Paare geöffnet. Man hatte ja so viel gehört, war so neugierig geworden und fand die Umstände, die dieser Ehe vorangegangen, so romantisch. Das zertrümmerte Kunstwerk hatte diesem jungen Bauern fast zu reichlich Zinsen getragen! Eine steinreiche Frau, noch dazu mit dem Nimbus einer Ausländerin, einen bekannten Namen und einen Ankauf des Werkes durch das Museum. Mit solch einem „Schwein“ ließ sich allerdings nicht konkurrieren, darüber waren sämtliche Kollegen einig.

Im geheimen freute man sich auf das erste Auftreten dieses Bauern in der Gesellschaft. Es

konnte gar nicht ausbleiben, daß es pikante Scenen gab, und so sah man allseitig vergnüglich der Saison entgegen, nur daß Heeken selbst keine Ahnung von dem hatte, was ihm bevorstehen sollte. Er glaubte seinen gesellschaftlichen Pflichten längst Genüge gethan zu haben. Darum erstarrte er beinahe vor Schreck, als ihm Maud eines Tages beim Frühstück eine lithographierte Einladungskarte hinhielt, aus der er mit einer gewissen Schwierigkeit herausbuchstabierte, daß sich Mr. und Mrs. Bath, Gesandter der Vereinigten Staaten Amerikas, die Ehre gaben, Herrn und Frau Heeken zu ihrem am 25. Januar stattfindenden Souper mit darauffolgendem Ball ergebenst einzuladen.

Ohne ein Wort zu sagen, legte er die Karte wieder neben den Teller seiner Frau. Sie sah ihn an. Nach einer Weile, als er immer noch schwieg, sagte sie wie selbstverständlich: „Wir gehen doch hin, Tino!"

Er legte Messer und Gabel beiseite; in dem Augenblick hatte er das Gefühl, als würgte ihn etwas.

„Du kannst es ja, — ich — was soll ich da?"

„Was Du da sollst?" wiederholte sie verwundert. „Nun, unter Menschen gehen, bekannt werden, Dich amüsieren."

„Ich will mich nicht amüsieren! Ich brauche nicht bekannt zu werden — Menschen mag ich nicht."

„Aber Tino, es geht einmal nicht anders. Wir wollen doch selbst ein Haus machen. Du mußt Dich schon entschließen."

Er sah hilflos um sich.

„Wenn Du mit Fortunat gehen könntest," schlug er vor.

Das Blut schoß ihr in das Gesicht.

„Du bist mein Mann, nicht er," erwiderte sie schroff, „und Du mußt der Gesellschaft das Opfer bringen."

„Ich will aber nicht."

„Nun also, wenn nicht der Gesellschaft, dann mir, Du bist mir auch etwas schuldig geworden, Tino, vergiß das nicht." Ihre Stimme zitterte; da sie von vornherein auf Kampf vorbereitet gewesen,

nahm sie ihn gleich auf, ohne erst eine friedliche Einigung zu versuchen.

Er biß sich auf die Lippen, nur zu gut verstand er sie. Eine gewisse unbewußte Ritterlichkeit verhinderte ihn trotzdem, das zu sagen, was ihm auf die Zunge trat, und so stopfte er nur große Bissen Brot in den Mund und schwieg.

„Ich werde dem Gesandten also zuschreiben," sagte sie nach einer langen Pause, in der sie ihn beobachtet hatte.

Er schwieg weiter und starrte auf seinen Teller. Sie nahm es für eine Bejahung, innerlich doch davon überrascht, wie leicht er zu zwingen war, und dadurch selbst nachgiebig gestimmt.

„Du sollst sehen," sagte sie um vieles freundlicher, „es wird Dir schon gefallen; man scheut immer nur den Anfang, und dann dankst Du mir noch meine Festigkeit."

Sie bot ihm die Hand über den Tisch, aber er mußte sie wohl nicht sehen, denn er stand wortlos auf, schob den Stuhl zurück und ging hinaus.

Wie sie dies Davonlaufen von Tisch haßte! Wie plebejisch es ihr vorkam! Es war doch alles weit, weit anders in Wirklichkeit, als wie sie es sich in ihren Träumen ausgemalt. Kein Wunder, daß sie schwer aufseufzte. —

Als Heeken in sein Atelier kam, setzte er sich nieder und stützte den Kopf in die Hand.

Hatte er sich denn wirklich verkauft mit Leib und Seele? Gab es nichts, das ihn retten konnte? War diese erdrückende Last, unter der er seufzte, auch an seiner Künstlerseele zum Mörder geworden, weil er nicht mehr arbeiten konnte? Was hatte er denn seither geleistet? Er sah um sich, nichts, nichts, was von seiner Schöpferkraft sprach, seitdem er verheiratet war. — Wie verzerrt sah ihn plötzlich die unvollendete Gruppe seiner Hunde an, alles an ihr schien ihm unwahr — unnatürlich. Er schüttelte die drohend geballte Faust gegen sie, knirschte mit den Zähnen und holte zum Schlage aus, als wollte er sie zertrümmern. —

Und wenn er bedachte, wie es geworden wäre

in seinem häßlichen, armseligen Atelier da draußen, mit dem ersten Erfolge hinter sich, mit dem Bewußtsein seiner Kraft, seines Könnens, was hätte er da geleistet! —

Die Faust sank ihm schlaff herab, der Kopf schwer auf die Ecke des Tisches. —

An diesem Abend, obgleich er noch wortkarger und ungeselliger als sonst in seinem Verein gewesen, in dem sie ihn schon als wenig traitablen Menschen kannten, betrank er sich zum ersten Mal in seinem Leben bis zur Bewußtlosigkeit. Emil nahm sich endlich seiner an und brachte ihn nach Hause.

Als er die schwankende Gestalt in der eleganten Hausthür verschwinden sah, zuckte ein höhnisches Lächeln um seinen Mund.

„Ich wette, meine werte Miß Winter," sagte er ganz laut vor sich hin, „daß Ihnen dieser Anblick recht unangenehm sein wird! Vielleicht denken Sie jetzt bald anders über den Korb, den Sie mir gegeben, weil ich Ihrem höheren Seelenflug nicht entsprach." —

Maud fuhr wirklich mit einem nervösen Schreck aus den Kissen auf, als ihr Mann eintrat, aber gleich darauf schloß sie wieder die Augen und stellte sich schlafend, während ihr Herz vor Abscheu und Angst heftig klopfte.

Im Schein der Nachtlampe sah sie ihn hin und her schwanken, hörte gemurmelte Worte, atmete den Alkoholdunst ein, der ihm entströmte, und nach kurzer Zeit tönte sein lautes Schnarchen mißtönend durch den Raum.

Sie setzte sich endlich behutsam aufrecht und strich die feuchten Locken aus der Stirn. Ihre Augen durchirrten das prunkende Zimmer und blieben dann endlich an dem Schläfer haften. Großer Gott, wie ordinär er ihr auf einmal erschien! Ein Hohn auf sein Umgebung.

Wie empört sie über ihn war, ohne daß die kleinste Stimme in ihrem Innern zu seiner Entschuldigung laut wurde. Sie hatte ihm ja niemals ein warmes, herzliches Gefühl entgegengebracht!

Leise erhob sie sich, nahm ihre seidene Daunen-

decke und schlüpfte in das Toilettenzimmer. Auf der Chaiselongue machte sie es sich für den Rest der Nacht bequem. Aber sie schlief nicht. Zur Decke starrend, überrechnete sie fortwährend, daß erst vier Monate ihrer Ehe verflossen waren, und ein ganzes, langes — endlos langes Leben noch vor ihr lag — an seiner Seite. —

Am nächsten Morgen sah Heeken manchmal seine Frau von der Seite an, mit dem Ausdruck, den ein böses Gewissen giebt; er war auf einen heftigen Ausbruch ihres Zornes gefaßt. Aber sie sagte nichts; Ekel und ein Gefühl von Selbstachtung schlossen ihr den Mund. Nur kurz vor dem Schlafengehen sagte sie nebenher:

„Ich habe Dein Bett in Dein Toilettenzimmer tragen lassen, Tino, Du hast es dort mit Deinem Nachhausekommen bequemer und störst mich nicht mehr."

Er rieb unentschlossen einen Fuß an den andern, in dieser Position machte er eine unglückliche Figur. Gern hätte er ein Wort der Entschuldigung gesagt,

aber seine Frau war so unnahbar, sie schüchterte ihn ein.

Er drehte sich ohne eine Wort um und ging hinaus, nur die Thür warf er heftig ins Schloß, um seinem gepreßten Herzen Luft zu machen.

Sie blieb sitzen, faltete die Hände im Schoß, und große Thränen rollten über ihre Wangen. —

Von Tag zu Tag wuchs inzwischen der Alp, der sich auf Heekens Brust gelegt hatte, und dieser Alp war die Gesellschaft beim amerikanischen Gesandten. Ihre Schrecken wuchsen riesengroß in ihm empor.

Was sollte er unter so vielen Leuten, von denen er niemand kannte, mit der geheimen Furcht, bei allem, was er that, Verstöße zu begehen oder wenigstens linkisch zu erscheinen und geheimen Spott herauszufordern. Sein Selbstgefühl lehnte sich dagegen auf, und er sann und grübelte vergeblich, wie er sich im letzten Augenblick diesen drohenden Gefahren entziehen könnte. Er, der dem Stier ohne einen schnelleren Pulsschlag zu Leibe gegangen war, fühlte sich schwach und hilflos bei dem Gedanken an diese Gesellschaft.

Sobald er nur daran dachte, brach ihm der Angstschweiß aus allen Poren.

Hätte er nur einen Menschen gehabt, dem er sich anvertrauen konnte, aber bei Maud war das ausgeschlossen, von Emils irdischem Mitleid hielt ihn sein Instinkt zurück, und Fortunat ... ja, mit Fortunat war das so ein eigenes Ding geworden! Einstmals hatte er ihm seine Freundschaft aufgedrängt in fast knabenhafter Überschwenglichkeit, damals hatte der hart mit dem Leben ringende Mann keinen rechten Sinn dafür gehabt, sich weder dagegen gewehrt noch sie festgehalten, denn damals war er sich selbst genug, nun aber, nun verwirrte ihn manchmal das Leben so, daß er sich nicht recht aus noch ein wußte, seine Kunst hatte das Haupt verhüllt, und er hätte jetzt mit ganzer Seele eine Freundeshand fassen und drücken mögen, aber nun war die schlanke, weiße Männerhand nicht mehr da, er fand sie wenistens nicht mehr, denn sie war viel zu sehr beschäftigt im Dienst seiner Frau, und er mochte es sich kaum selber zugestehen, daß ihn etwas wie eifersüchtiger Neid dar-

über erfüllte. Warum galt ihm diese Frau mehr als er? Wo war der Berührungspunkt zwischen ihnen, der schwerer wog als das gemeinsame Ringen im Dienste der Kunst?

Er sann und grübelte über alle diese Fragen, aber sein Kopf war das Grübeln nicht gewöhnt, es klärte sich ihm nicht, machte ihn nur immer verwirrter, sein Weg durfte nur einfach und gerade sein, sonst fand er sich zu keinem Ziel.

Während Fortunat dem Freunde auswich, weil er sich ihm gegenüber nicht ganz frei fühlte, weil er ihm die Frau beneidete und leidenschaftlich Partei in seinem Herzen gegen ihn nahm, sehnte sich Heeken im stillen nach ihm und war doch äußerlich fast unfreundlich, damit er es nur ja nicht merke. —

Der Gesellschaftsabend war da. An Heekens äußerem Menschen war nicht viel zu tadeln, als er aus Friedrichs Händen in den Salon trat, in dem Fortunat schon wartend saß. Auf Mauds Wunsch sollte er das Ehepaar begleiten. Sie musterten sich mit einem verstohlenen, flüchtigen Blick wie zwei Ri-

valen, als sie einander ansichtig wurden, und doch fiel Heeken die zierliche Grazie auf, das Selbstverständliche, mit dem der Jüngere und Kleinere das vorgeschriebene Kostüm trug, in dem er sich so unbehaglich fühlte.

Er steckte die Hände in die Taschen und marschierte unablässig im Salon auf und ab, ihm war schauderhaft zu Mute, aber er mochte es nicht sagen. Endlich blieb er vor Fortunat stehen.

„Glaubst Du, daß die Quälerei lange dauern wird?“

„Ich hoffe bis gegen drei Uhr.“

„Du hoffst?“

„Gewiß. Wenn es sich irgend machen läßt, bin ich der Tischnachbar Deiner Frau, sie hat es mir versprochen.“

„So — —“ sagte Heeken nach einer Pause. „Und ich?“

„Nun, Du bekommst irgend eine andere Dame.“

Heeken marschierte wieder weiter. Auf einmal sah er ein kostbares Orchideenbouquet auf einem kleinen

Tischchen liegen, er trat heran und besah es. Fortunat errötete.

„Das bringe ich Deiner Frau."

„So!" —

„Hast Du etwas dagegen?" fragte er nach einer langen, peinlichen Pause.

„Wogegen?"

„Gegen mein Bouquet, dann . . ."

Heeken trat ganz dicht zu ihm. „Gott bewahre," sagte er ungeduldig mit gepreßter Stimme. „Aber der Kragen drückt mich so, die Halsbinde — ich ersticke fast." Und er griff mit beiden Händen zwischen Hemd und Hals und lockerte es.

Fortunat sah mit Befremden, daß sein Gesicht rot war, seine Stirn feucht glänzte. Aber ehe er noch etwas sagen konnte, öffnete sich die Thüre und Maud trat ein, gefolgt von Nina, die den weichen pelzgefütterten Sammetmantel auf dem Arm trug.

Die junge Frau war in großer Toilette. Das schwere weiße Brokatkleid brach sich in tiefen Falten mit stumpfen und glänzenden Lichtreflexen, Mohn-

bouquets schmückten Haar, Taille, Rock und hielten als breites Achselband die Ärmel auf den Schultern zusammen. Das Rot war so satt und voll, daß es sogar neben den Brillanten zur Geltung kam, die den feinen Hals, Arm und Ohren schmückten.

Fortunat verneigte sich stumm, so geblendet war er von Mauds Erscheinung, es war ja das erste Mal, daß er sie in großer Toilette sah. Ihre Augen leuchteten und die Wangen zeigten lebhaftere Farbe wie sonst, denn sie freute sich über den Effekt ihres Aussehens. Von seinen bewundernden Blicken weg, die sie mit Genugthuung wahrgenommen hatte, wandte sie sich endlich ihrem Manne zu. Auch er sah sie an, aber anders, ganz anders.

„Nun," fragte sie endlich lächelnd, „wollen die Herren einmal Ihr Urteil abgeben? Wie sehe ich aus?"

„Entzückend!" rief Fortunat.

„Schamlos!" sagte Heeken und trat dicht an sie heran. „So willst Du Dich fremden Leuten zeigen? So soll ich mit Dir gehen? — Ja, dann zieh Dich nur erst einmal an!"

„Lieber Tino," sagte sie und griff nach der Schleppe ihres Kleides, denn sie wußte ja, daß Nina hinter ihr stand, „ich finde es ganz natürlich, daß Du Dich das erste Mal entsetzest, wenn Du unsere Gesellschaftsmoden kennen lernst, darum aber ändern sie sich nicht. Beim Gesandten wirst Du keine Dame anders gekleidet sehen wie mich."

„Aber ich schäme mich Deiner," beharrte er und sah sie mit zornigen Augen an, „Du bist meine Frau."

„Eben deswegen!" Sie lachte, obgleich sie sich ärgerte. „Wäre ich eine Nonne, könntest Du ein anderes Gewand verlangen. Ah! Sind die Blumen von Ihnen, Fortunat?"

Sie wandte sich von ihrem Mann, der dastand und an seinem Bart kaute, ließ sich von Nina den Mantel umgeben und trieb dann zur Abfahrt. Eine Weile stand Heeken noch trotzig da, dann folgte er den Vorangehenden.

„Ah!" sagte Maud und sank in die Kissen mit einem Seufzer der Erleichterung. Martin ahnte nicht,

daß dieser ihm galt. Nun erst war Maud seines Mitgehens sicher. —

Als sie sich durch die strahlende, schimmernde Menge hindurchwanden, sagte Maud zu ihrem Mann, indem sie auf die anwesenden Damen zeigte:

„Du siehst, Deine Bedenken vorhin waren ungerechtfertigt und überflüssig.“

Er antwortete nichts. Der einzige Gedanke, den er mit Bewußtsein hatte, war nur der: Hinaus! — Möglichst weit fort von diesem Treiben!

Aber Maud hielt seinen Arm und zog ihn unbarmherzig immer weiter bis zu der Gesandtin, und dann sprachen sie englisch miteinander, und die Gesandtin winkte ihrer Tochter und machte sie mit Maud bekannt . . . das schwatzte und schwirrte und wirrte um Heeken herum, daß ihm ganz schwindlig wurde, und dann war Maud weg und auch Fortunat, er stand auf einmal allein. So schnell er konnte, zog er sich in einen Winkel des Saales zurück und stand dort, die Füße gekreuzt, den Bart in den Mund geschoben, unbeachtet, aber auch außerordentlich unbehaglich.

„Welch ein Wahnsinn,“ dachte er, „hierher zu gehen! Was soll ich hier? Warum bin ich hier, wo ich doch jedem so gleichgültig bin wie er mir.“

Da klopfte ihn Fortunat auf die Schulter. „Mach doch nicht solch ein Gesicht, Martin! Ich bin jetzt bereits zehnmal nach Dir gefragt worden.“

Heeken hob den Kopf. „Nach mir? Ich kenne keinen.“

„Aber die Leute Dein romantisches Schicksal — und Deine schöne Frau macht Furore. Du bist wahrhaftig ein glücklicher Mensch, Tino.“

Er sah ihn mit großen Augen an und nickte mit dem Kopfe. Indem ging Maud vorüber am Arme des Gesandten, ihre Augen glänzten, ihre Lippen lächelten. Als sie schon einige Schritte weiter gegangen, drehte sie sich um und nickte den beiden Herren zu. Fortunat seufzte verstohlen, und Martin sagte jetzt: „Wie passe ich nur zu ihr! Alle Leute hier werden es Dir sagen — gar nicht! Gar nicht! Sie ist viel zu klug, viel zu schade für mich.“

Es klang gar nicht bitter, nur als Konstatierung einer einfachen Thatsache, dennoch erregte es Fortunat.

„Das darfst Du Dir wohl zugestehen, Tino, aber Du mußt ihr nur nachzukommen suchen, dann wird es auch mit der Zeit anders werden.“

Wieder sah ihn der andere eigentümlich an, plötzlich hob er den Kopf.

„Und warum soll ich es sein, der sich ändert — warum nicht sie?“ fragte er und sah dem Freund aufmerksam in die Augen. „Ich bin der Mann, der Künstler, der seinen Weg bisher gefunden hat und ihn auch allein weiter finden wird.“

Fortunat wurde etwas nervös, das machte, er sah Mauds dunkles Köpfchen nicht mehr in der Menge und suchte es doch sehnsüchtig. „Diese kleinen Äußerlichkeiten haben wenig mit Deinem berechtigten Künstlerstolz zu thun, Tino, trotzdem ziehen sie Dich hinauf, in eine andere Sphäre — Du solltest Deiner Frau dankbar sein. Hinauf kann jeder, aber daß sie zu Dir hinab soll, das ist unmöglich.“

„So — so!“ sagte Heeken wieder ganz ruhig. Und dann wies er auf eine Dame, die vor ihnen stand, sehr stark und sehr tief dekolletiert.

„Viel Speck bekommt man hier zu sehen,“ sagte er laut, „und sie haben doch gar nicht nötig, das zur Schau zu stellen, denn schön ist es nicht.“

Die Dame drehte sich um und warf dem Sprecher einen wutschnaubenden Blick zu, der unbeachtet von ihm abglitt; Fortunat wurde blutrot, seine Augen funkelten zornig.

„Spare Dir solche Bemerkungen zu anderen Gelegenheiten auf, Tino, wir sind hier in der Elite der Gesellschaft, nicht Gott weiß wo, da heißt es Rücksichten kennen und ausüben.“

„Armer Kerl,“ sagte Martin und sah mit einem gewissen Galgenhumor blinzelnd zu ihm auf. „Gehe schleunigst an die andere Wand des Saales, damit ich Dich nicht in schlechten Ruf bringe; ich nehme es Dir nicht übel.“

Und damit drehte er sich um und schob sich weiter. Fortunat sah ihm ganz erstaunt nach. —

Während sich die Paare zum Souper ordneten, flüsterte Maud Fortunat zu:

„Wissen Sie, wohin man meinen Mann gesetzt hat? Ich möchte ihn am liebsten in meiner Nähe haben, die Sache ist mir unheimlich. Achten Sie auch auf ihn, bitte!“

Der schnelle Druck ihrer schmalen Hand jagte ihm das Blut heißer durch die Adern. Er wäre bereit gewesen, alles für sie zu thun, aber sein ganzer Wagemut scheiterte an dieser geringfügigen gesellschaftlichen Schranke. Er konnte nichts thun, um den Wünschen der angebeteten Frau nachzukommen, denn auch er war zum ersten Mal Gast bei dem Gesandten, also nicht imstande, die geringste Beeinflussung auszuüben.

Mit gespannter Aufmerksamkeit verfolgte er nur Heekens Gebaren, aber Gott sei Dank, es ließ sich ja alles gut an. Er sah ihn mit einer Dame den Speisesaal betreten, sah ihn die Plätze finden, und jetzt erst widmete er sich aufatmend seiner Nachbarin. Er konnte von seinem Platz aus Maud

sehen und auch Heeken, aber es war zu weit, um im schlimmsten Fall ohne Aufsehen etwas zu verhindern.

Heeken hatte sich inzwischen so gut es ging in den Zwang gefunden. Er fühlte sich nicht mehr niedergedrückt, ganz im Gegenteil kam es ihm vor, als wenn er doch eigentlich über dieser lachenden, schwatzenden Menge stände. Womit füllten sie denn ihr Leben aus, wenn sie zu Hause waren? Sicherlich nicht mit dem angestrengten Ringen, mit dem er bisher seine Kunst umworben. Und mitten unter all diesen Leuten kam eine tiefe, heilige Sehnsucht nach seiner Arbeit über ihn, wie er sie lange nicht empfunden. O, jetzt zu Hause sein — jetzt schaffen können! Diese Stunde, die ihm hier nutzlos verrann, erschien ihm auf einmal so inhaltreich, daß er ihren Verlust wie einen Raub empfand.

Er hatte noch keine Ahnung davon, daß die Einsamkeit mitten in der Gesellschaft diese Sehnsucht erzeugt, als Gegengewicht gegen den Druck der äußeren Umgebung.

Er hatte seine Nachbarin noch gar nicht beachtet, jetzt endlich hörte er auf das, was sie sagte.

„Sie essen keine Austern, Herr Heeken?“

Er sah wie verachtend auf die silberne Platte mit den Schaltieren vor sich — eine ihm fremde Speise, denn Maud aß dieselben nicht, und so waren sie in seinem Hause noch nicht auf den Tisch gekommen.

„Ich kenne sie nicht,“ er blickte mißtrauisch auf die Muscheln. „Schmecken sie gut, Fräulein?“

Die Dame lächelte. „Über Geschmacksachen giebt es kein generelles Urteil. Ich denke ja. Darf ich Ihnen den Versuch erleichtern?“

Sie nahm eine Muschel und putzte sie ab; da sie den jungen Ruhm ihres Nachbarn kannte, machte es ihr Vergnügen, ihm gefällig zu sein.

„Hier. Sie ist ausgezeichnet. Trinken Sie sie getrost aus. An die Mythe, daß die Tierchen noch lebendig sind, glauben Sie doch auch nicht.“

Sie sah ihm sorgsam zu, bis er sie im Munde hatte, bei ihren letzten Worten aber, die mit dem

eigentümlich salzigen Geschmack dieser Meerbewohner zusammenfielen, war es ihm plötzlich, als wüchse der Inhalt seines Mundes zu einem gewaltigen Berg, der ihn erstickte.

Ohne sich zu besinnen, spuckte er die Auster auf seinen Teller zurück.

„Pfui Teufel," sagte er und schüttelte sich.

Einen Augenblick entstand an dem Teil des Tisches in Heekens Nähe Todesschweigen; dann begann ein Lachen, Kichern, Schwatzen, ein verstohlenes Hinblicken zu ihm, kleine Entrüstungsschreie, kurz, eine Erregung, die sich immer weiter an dem Tisch fortpflanzte. Die Dame neben Heeken war blutrot geworden und hustete in ihre Serviette, Maud aber, die in demselben Augenblick herübergesehen, erblaßte bis in die Lippen. Sie fühlte ordentlich wie ihre Hände kalt wurden, wie das Lächeln, mit dem sie sich sekundenschnell an ihren Nachbar wandte, nur verzerrt war, wie ihr Herzschlag stockte. Das war etwas Unerhörtes, etwas, das sie für immer der Lächerlichkeit preisgab, und in diesem Augenblick

hätte sie sich am liebsten für immer von ihm losgesagt.

Mit einem scheuen Blick überflog sie die Gesellschaft. Jeder lachte und plauderte mit seinem Nachbar, aber sie meinte in aller Augen Bosheit, auf aller Lippen ein spöttisches Wort zu sehen. Vor ihrem Teller schwamm es wie in feurigen Kreisen, sie war kaum fähig, einen Bissen hinabzuwürgen und ihrem Nachbar zu antworten, und Fortunat saß viel zu weit, um ihn irgendwelchen Anteil an ihrer Verzweiflung nehmen zu lassen. Endlich nahte sich aber auch dies Souper seinem Ende. Heeken hatte es in vollkommener Gemütsruhe und mit gutem Appetit an sich vorübergehen lassen, ahnungslos, welchen Sturm er im Herzen seiner Frau heraufbeschworen. Auch die Mißachtung seiner Nachbarin, die ihn durch völliges Übersehen strafte, bemerkte er nicht; er war froh, daß sie ihn in Ruhe ließ.

Nach dem Souper trat Maud unauffällig an Heekens Seite. Ihre Wangen brannten, ihre Augen glühten.

„Du hast uns in der Gesellschaft unmöglich gemacht!“ flüsterte sie ihm aufgeregt zu, „war das Deine Absicht?“ Sie drückte heftig seinen Arm. So erregt kannte er sie gar nicht.

„Was meinst Du?“ fragte er mit einer gewissen Einfältigkeit in den Mienen, weil er sich gar nicht auf sein Verbrechen besann.

Sie sah ihn an, preßte den Fächer an die Lippen und wandte sich ab. Die beleidigenden Worte, die sie ihm sagen gewollt, blieben dadurch unausgesprochen, aber der Blitz der Verachtung aus ihren dunklen Augen traf ihn doch und redete eine verständliche Sprache. Ihn überrieselte es plötzlich, er biß die Zähne in die Unterlippe, sah seiner Frau mit gefurchter Stirn nach, und ohne jemand ein Wort zu sagen, verließ er das Haus des Gesandten und ging zu Fuß heim. Es war grimmig kalt, aber der kostbare Pelz, ein Geschenk Mauds, schützte ihn. Und indem er an sich heruntersah, kam es ihm plötzlich mit schneidender Schärfe zum Bewußtsein, daß alles, was ihn umgab, von ihr kam. — Seine

lumpigen paar tausend Mark! Die hatten freilich keine Bedeutung bei diesem Reichtum. Er war nichts anderes als der Mann seiner Frau, der es sich gefallen lassen mußte, heute gehätschelt, morgen getreten zu werden; von dem sie verlangen konnte, daß er seinen Namen zu Ehren brächte, daß er arbeitete in ihrem Interesse wie jeder, den sie bezahlte.

Es gab ja nichts, was zwischen ihnen ausgleichend wirken konnte! Keine Liebe auf seiner, keine Liebe auf ihrer Seite, nur ein einfacher Kompromiß, den sie zu halten hatten.

Noch hatte er auf seinen Teil nichts geleistet, sie war also im Recht, wenn sie ihn verachtete. Und so gedemütigt, so entsetzlich erniedrigt kam er sich in diesem Augenblick vor, daß es ihm eine Wohlthat gewesen wäre, diese Demütigung auch körperlich zu empfinden.

Er stürmte in sein Atelier und versuchte zu arbeiten, aber es ging nicht. Seine hohe, heilige Kunst ließ sich nicht zwingen; auch sie setzte ihm den Fuß in den Nacken, denn er hatte sie verraten.

Dumpf stöhnend schlug er die Hände vor das Gesicht. —

„Poor child!" sagte etwa in demselben Augenblick die Gesandtin zu derjenigen ihrer Bekannten, die ihr die Soupergeschichte erzählte. „Das kommt von solchen Ehen! Aber wir werden uns ihrer annehmen — wir werden sie lancieren! Es ist wirklich schade um die reizende Frau. — Der Mann ist ein Tölpel und wird es ewig bleiben, mag er noch so berühmt werden." —

Maud und Fortunat tanzten Française zusammen.

„Mein Mann scheint fort zu sein," flüsterte sie ihm unter den Verschlingungen des Tanzes zu. „Oder sehen Sie ihn?"

„Nein, nirgends —"

Und beim nächsten Mal:

„Dieser Abend bringt mich noch um. — Ich weiß nicht, was ich ihm eher verziehen hätte als diese Lächerlichkeit und seine jetzige Rücksichtslosigkeit!"

Sie sprach rasch, mit fliegendem Atem, ihre Hand zitterte.

Das Herz that ihm weh.

„Verfügen Sie ganz über mich," flüsterte er im Ton zärtlichster Hingabe zurück.

Sie sah ihn dankbar an. Welch Glück, daß sie Fortunat hatte! Eine Menschenseele, zu der sie sprechen, vor der sie sogar weinen konnte. Auf dessen Takt sie sich verlassen durfte wie auf sich selbst.

„Wenn ich Sie nicht hätte!" sagte sie aufseufzend, als der Tanz zu Ende war und sie seinen Arm nahm. „Aber das Gefühl, daß Sie mich nicht verlassen werden, stärkt immer wieder meinen sinkenden Mut."

Welch ein Egoist wäre er gewesen, wenn er sie wirklich allein gelassen hätte, wie er es damals für seine Pflicht hielt. Sie hatte recht, einen Freund mußte sie haben, und so ziemlich betrachtete er sich ja ohnehin als die eigentliche Ursache ihrer unglückseligen Ehe. Sie litt, also war es nur gerecht, daß er mit litt, doppelt allerdings unter seiner aussichtslosen Liebe und seinen Gewissensbissen. Aber das war gleichgültig, er kam gar nicht in Betracht, wenn es ihm nur gelang, sie etwas zu trösten. —

Am nächsten Morgen trat er schon ganz früh in Heekens Atelier. Es trieb ihn etwas dahin, was stärker war als sein Wille, und ihm selbst dabei ziemlich unklar.

„Du?!“ sagte der Bildhauer sehr erstaunt und sah dem Freund in das etwas verlegene Gesicht. „Alles andere hätte ich heut eher erwartet als Deinen Besuch.“

„Das ist ein trauriges Zeichen für unsere Freundschaft, Martin.“

„Ist es das? Nun, dann ist es ebensogut ein Zeichen für Deine Freundschaft mit meiner Frau. — Hat sie Dich etwa geschickt?“ setzte er mißtrauisch hinzu.

„Nein. Mein eigenes Empfinden zwang mich zu Dir.“

„Du willst mir also etwas Unangenehmes sagen, geniere Dich nicht. Das habe ich alles in der Nacht schon selber besorgt.“ Er legte ihm die Hand auf die Schulter und lachte scharf auf. „Es ist zwar schwer in meinen Kopf hineingegangen — ich war

erzdumm — aber nun sitzt es drin, fest und unverrückbar. Der Martin Heeken ist ein Lump, weil er sich von einer reichen Frau hat kaufen lassen, der er nicht nachkommen kann an Bildung und Schliff, denn er ist ein einfacher Bauer gewesen und wird es bleiben Zeit seines Lebens."

Fortunat öffnete die Augen weit und sah dem Freund erschrocken in das Gesicht.

„Wie bitter Du bist, Martin," sagte er ganz fassungslos.

Der andere fuhr mit der Hand über das Gesicht. „Es wird sich geben," sagte er, die Blicke Fortunats vermeidend. „Ich werde mich auch daran gewöhnen, wenn nur meine Kunst — meine Kunst mir nicht untreu wird."

Das klang so klagend, so herzzerreißend, daß in diesem Augenblick selbst Maud vergessen war.

„Was ist Dir, Martin?" fragte Fortunat in dem alten Ton und legte seine beiden Hände um die krampfhaft geballte Faust des Freundes. „Sprich Dich aus — zu mir . . ."

Heeken schüttelte heftig den Kopf.

„Zu Dir? Nein! — Wir verstehen uns nicht mehr. Du gehörst zu meiner Frau und so soll es bleiben.“

Fortunat schwieg einen Augenblick. Er hatte das Gefühl, Martin um den Hals zu fallen und ihm alles zu beichten, was ihn für und gegen ihn bewegte. Aber die Mißachtung, die Maud für ihren Gatten empfand, hatte sich auch schon unmerklich bei ihm eingeschlichen, er zweifelte daran, daß ihn Heeken verstehen würde, und dann konnte aus jedem Wort nur Unheil erwachsen.

„Du verkennst mich, Martin,“ sagte er endlich ruhig, „Du verkennst auch Deine Frau. Wenn es je einem Menschen mit dem Glück eines anderen Ernst gewesen ist, so war sie es. Was jetzt noch zwischen Euch steht, sind Äußerlichkeiten — die werden sich geben. — Du mußt ihr nur etwas nachgiebig sein — sie ist eine Frau, die es wirklich verdient — ein Engel an Güte, klug und von den höchsten, edelsten Absichten beseelt. Eine Frau, mit der zu

leben das Paradies auf Erden . . . was siehst Du mich so an, Martin?"

Heeken warf sich in den Stuhl und streckte die Beine weit von sich. „Fahre doch fort," sagte er, seinen Bart streichend, „das klingt mächtig hübsch."

Aber Fortunat war verwirrt, er stützte den Kopf in die Hand.

„Ich habe kein Recht, Dir von Deiner Frau zu sprechen," sagte er seufzend. „Verzeihe mir."

„O, ich verzeihe Dir alles."

„Du bist sonderbar, Martin. Quensels Verkehr wirkt nicht gut auf Dich."

„Vielleicht nicht."

„Nein, gewiß nicht. Aber wie er zu Dir auch sein mag, bedenke, daß er der abgewiesene Freier Deiner Frau ist. Wie würde er hohngelacht haben über Deine gestrige Rücksichtslosigkeit gegen Deine Frau. Ich habe sie nach Hause gebracht, weil Du sie einfach ohne irgend eine Mitteilung bei Fremden allein ließest. Wenn die Leute darüber reden, darfst Du Dich nicht wundern."

„Sie verachtet mich ja doch," sagte er ruhig und zog mit dem Finger Kreise auf dem Tisch.

Fortunat sprang auf und trat einen Schritt zurück, eine furchtbare Ahnung durchzuckte ihn. Liebte Heeken etwa seine Frau? Fühlte er sich aus diesem Grunde gekränkt, beleidigt, todestraurig durch ihr Benehmen? Er mußte erst tief Atem holen, ehe er leise, fast tonlos sagte:

„Du liebst sie sehr, Martin?"

Der Bildhauer sah in die Höhe, ein harter Zug grub sich um seinen Mund. Aus seinen Augen sprach alles andere eher als Liebe, aber seine Lippen blieben geschlossen. —

„Nun ist alles aus!" dachte Fortunat, als er nach Hause ging, „alles!"

Er wußte nicht, ob und was er erwartet hatte von der Zukunft, er wußte nur, daß er sich am liebsten ins Grab gelegt hätte, so öde und schrecklich kam ihm das Leben vor. —

Zweites Kapitel.

Luzie stand in heller Erregung vor ihrem Bruder.

„Da hört sich doch alles auf, Emil! Jetzt sind Heekens zu Hof geladen. zum Prinzen Elimar. Hast Du dafür Worte?"

Er sah interessiert auf.

„Woher weißt Du das, Kleine?"

Bis an den hellen Morgen war er mit Martin zusammen gewesen, ohne daß dieser auch nur mit einem Wort der Einladung Erwähnung gethan; warum nicht? Erschien sie ihm so geringfügig oder so gleichgültig? Manchmal wußte man bei diesem Bauerntölpel wirklich nicht, woran man war.

„Woher? Nun, von wem anders als von Maud! Die Person platzt ja bald vor Hochmut,

seitdem sich die oberen Kreise so um sie reißen. Und begreifst Du, weshalb? Selbst zugestanden, daß Heekens Gruppe ein Kunstwerk gewesen ist, aber Papa und Fortunat haben auch Kunstwerke geschaffen, trotzdem ist es keinem Prinzen eingefallen, sich um sie zu kümmern. Es ist also um Mauds willen. Nun ja, sie versteht es, sich aufs hohe Pferd zu setzen, wozu wäre sie sonst Ausländerin. Aber denke Dir, es ärgert mich — es ärgert mich wütend."

Emil warf den Cigarettenrest fort und zündete eine neue an.

„Gönne es ihr doch, Luzie," sagte er zwischendurch in seinem alten Phlegma.

„Nein, ich gönne es ihr nicht! Ich gönne es ihr bei Gott nicht!" schrie Luzie zornig. „Und daß Du so intim mit Heeken thust, nehme ich Dir auch übel. Wie kann sich mein anständiger Bruder so mit seiner Freundschaft fortwerfen!"

„Liebes Kind, nimm Deinen Mund nicht so voll!"

„Vergißt Du denn ganz, daß dieser Mensch Dir Maud und ihren Reichtum fortgeschnappt hat? Wie ein Prinz lebt er jetzt, dieser Bauernbengel," sagte sie mit zorniger Verächtlichkeit.

Emil zuckte die Achseln und schwieg.

„Du kennst doch die famose Austerngeschichte," fuhr Luzie unbarmherzig fort. „Ein anderer wäre danach gesellschaftlich unmöglich gewesen, Heekens — nun, Heekens gehen einige Wochen darauf zu Hofe."

„Das kannst Du wohl gar nicht verwinden, Luzie?"

„Ich glaube nicht," sagte sie betrübt und setzte sich ihm um einen Stuhl näher. „Um so weniger, als doch eigentlich die ganze Stadt in einer gewissen Indignation gegen das Paar ist. Weißt Du, solche Ehe zu dreien ist ja auf der Bühne in einem französischen Drama sehr unterhaltend, aber im Leben — na, da hat man doch seine Grundsätze — seine Moral. Aber wo Maud ist, ist auch Fortunat! Er! überall er! Im Theater, im Kon-

zert, in den Gesellschaften. Und Heeken nicht einmal immer dabei. Ganz allein gehen sie aus, das ist doch skandalös."

„Woher weißt Du denn das so genau, Luzie?"

„Nun, man spricht doch darüber, hört hier und da . . . Ach, Emil, thue doch nicht so! Du weißt ganz gut, wie die Leute sind."

„Freilich weiß ich das, und wahrhaftig, ich habe nichts dagegen."

„Wir erleben es noch, daß es einen furchtbaren Skandal giebt," sagte Luzie vertraulich und rückte ihrem Bruder näher. „Der kleinste Anstoß und Mauds thönerner Thron bricht zusammen. Das sage ich mir ja genug. Aber sie bei Hofe zu wissen, während ihre Schwiegermutter doch in muffigen, kurzen Bauernröcken herumläuft und ihr Mann Fäuste wie ein Cyklop hat, das ärgert mich zu sehr."

„Du bist ihr also neidisch?"

„Ja —" sagte sie nach kurzem Bedenken, „ich will es Dir gern zugeben, das bin ich!"

„Um Fortunats willen natürlich. Ihr Frauen seid alle so kleinlich.“

„Kleinlich nennst Du das?“ Thränen schossen in ihre Augen. „Er ist eine so gute Partie, und ich habe ihn doch lieb! Ich finde ihn sogar hübsch, Emil; hübscher als Dich.“

Er lachte.

„Kleine Schwester, mit unseren Heiratsprojekten haben wir kein Glück gehabt. Weißt Du noch?“

Sie nickte.

„Ich wünschte,“ sagte sie dann heftig, die Hände ballend, „Maud wäre in ihrem Amerika geblieben, oder das Schiff wäre mit Mann und Maus untergegangen, ehe es hier gelandet wäre. Wahrhaftig, Emil, das wünschte ich.“

Er sah sie lachend an, aber sie kämpfte in Wahrheit mit ihren Thränen, und da that sie ihm plötzlich leid.

„Na, na, Kleine,“ sagte er gutmütig, ihre Hand streichelnd. „Noch ist ja nicht aller Tage Abend.“

Sie schüttelte heftig den Kopf.

„Er liebt sie, ohne Frage. Wenn Du die Blicke sehen würdest, mit denen er sie ansieht. Der reinste Toggenburg. Übrigens muß er denken, andere Leute haben keine Augen.“

„Ja, das passiert häufig.“

Luzie rang ihre Finger ineinander.

„O, Emil,“ sagte sie kläglich, „ich hasse sie.“

„Dann verkehre nicht mehr bei ihr. Mir scheint aber, Du bist recht häufig da.“

„Nun,“ rief sie plötzlich voll Trotz. „Ich weiß, daß sie lieber mit Fortunat allein ist, natürlich, aber eben deshalb thue ich es. Sie kann mich doch nicht gut abweisen lassen. Und schließlich muß sie doch auch einmal eine Gesellschaft geben, zu der sie mich einlädt, und dann bin ich wenigstens einmal mit all diesen vornehmen Leuten zusammen gewesen, Gesandten und Hofmarschällen, und kann sehen, wie sie sich zu Maud benehmen. Nein, aufgeben kann ich den Verkehr nicht, das wäre dumm.“

Emil nickte, die Anschauungsweise seiner Schwester schien ihm nicht wunderbar.

„Weißt Du noch etwas, Emil?“ sagte sie nach einer Pause vertraulich. „Papa ist sehr stolz auf Dich, er sagt, daß jetzt endlich seine Prophezeiungen einträfen und sich Dein Talent Bahn bräche. Deine letzten Arbeiten atmeten etwas Herbes, aber Geniales, etwas, das fast an Heeken erinnere. Noch eine kurze Zeit so weiter, und Du bekämst auch einen Preis. Nun? Bist Du nicht stolz?“

Emil drehte sich eine neue Cigarette, er sah seine Schwester nicht an.

„Da siehst Du, Umgang färbt ab.“ Dazu lachte er etwas spöttisch. „Vielleicht atme ich etwas von Heekens Genie in seinem Atelier und seiner Gesellschaft ein, und Du willst mir beides verdenken?“

„Ich wüßte kein Wort mit ihm zu reden, ich finde ihn einfach gräßlich,“ sagte sie nachdenklich. „Und daß Maud mit dem nicht glücklich sein kann, das ist schließlich mein Trost. Alles läßt sich nicht erkaufen.“ —

An demselben Tage war Fortunat zu Tisch in der Heekenschen Familie. Er suchte mit einer gewissen Beflissenheit wieder Martins Gegenwart. Seitdem er den Gedanken nicht los werden konnte, dieser liebe seine Frau trotz der äußerlichen Entfremdung, oder vielleicht gerade deshalb, hatte er stets den Wunsch, zu beobachten, jedes Wort, jeden Blick abzuwägen, um sich selbst damit zu quälen. Und schließlich fand er Momente, die seiner krankhaften Einbildung genug Nahrung gaben, obgleich sie, außer ihm, sich wohl niemand derart zurechtkonstruiert hätte.

Ganz im Gegensatz zu Fortunat, hatte es Heeken doppelt eilig, aus der Gesellschaft seiner Frau fortzukommen, sobald sein Freund da war. Fühlte er sich dann noch überflüssiger als gewöhnlich, trieben ihn andere Motive, kurzum, er verschwand möglichst schnell, und das war bei seiner Unkenntnis jeder Form derartig auffällig, daß Fortunat schon mehrmals Maud gefragt, ob ihr unter den Verhältnissen seine Gegenwart auch erwünscht sei.

Zwar hatte sie ihn darauf nur angesehen und ruhig erwidert: „Diese Frage brauche ich Ihnen wohl nicht zu beantworten.“ Aber der Stachel blieb doch in ihm sitzen, und Maud fühlte das.

Als Heeken deshalb auch heut mit dem letzten Bissen im Munde aufbrach, trat sie, freundlich wie lange nicht, zu ihm und bat ihn zu bleiben.

Sie sah sehr hübsch aus in dem Augenblick, in ihrem weißen Kleide, das sie gewöhnlich zum Essen trug, einen Strauß Veilchen vor der Brust, und ihr Mann sah sie mit einem Ausdruck an, als fände er heut etwas ganz Neues an ihr, oder als befremde ihn die Erkenntnis, daß dies Wesen eigentlich ihm gehöre vor Gott und den Menschen, während sie einander doch so fern waren wie Himmel und Erde. —

Die Schleppe ihres Kleides berührte seine Füße und die Blumen dufteten zu ihm empor; unwillkürlich beugte er sich ihr entgegen.

„Warum willst Du das?“ fragte er und sah sie seltsam an, so weich, so — fast flehend.

„Weil es unsern Gast beleidigen könnte," sagte sie, sich zu diesem umwendend, halblaut.

Da schleuderte er die Schleppe beiseite und richtete sich auf, als wäre ihm plötzlich der Blumenduft lästig.

„Ihr braucht mich nicht," antwortete er kurz und schroff und ging davon.

Während er seinem Atelier zuschritt, fragte er sich grübelnd, was ihn eigentlich vorhin bei dem Anblick seiner Frau, dem Duft der Blumen überkommen hatte. Es war eine weiche, fast schmerzliche Regung gewesen. Ein Gefühl der Sehnsucht, der Verlassenheit, und der heftige Wunsch, irgend etwas an sein Herz zu schließen, das zu ihm gehörte, das ihn trösten und lieb haben würde. Aber war seine Frau dazu fähig? Er kannte sie nur klug, selbstbewußt und kühl; die abwartend am Wege stand, ob er denn nun endlich das Seine thun und ein neues Kunstwerk schaffen würde, wie sie es vorausgesetzt. Die Hunde waren verpfuscht. Zu taktvoll, um ihn mit Worten zu mahnen, aber ein lebendiges Frage-

zeichen auf alles, was ihn umgab. Nein, ihre Person hatte mit seinem Empfinden nichts zu thun, es war nur das Geschlecht, dem er sich trostsuchend zugeneigt, dasselbe Geschlecht, das alle seine Bekannten beglückte, beseligte, sie zu tausend Thorheiten trieb, glücklich und unglücklich machte, von dem allein Heil für den Mann kommen sollte.

Er kannte dieses Geschlecht in seiner Macht nicht. Seine Frau war ihm fremd geblieben, seiner Mutter war er himmelweit entwachsen, zwischen diesen beiden Polen hatte kein anderes weibliches Wesen gestanden, und nun — war es zu spät! —

Er hatte sich auf den Diwan geworfen und die Augen geschlossen. Sein kindliches Gemüt fand keinen Weg, um die plötzlich erwachte Sehnsucht mit dem Bestehenden zu vereinigen. Dieser einen Frau hatte er Treue geschworen, er mußte sie ihr also auch halten sein lebelang. Daß es krumme Wege gab, oder daß er an eine Lösung seiner unerquicklichen Ehe je denken könnte, war für ihn ganz ausgeschlossen. So würde er also das, was die anderen

das einzig Süße im Leben nannten, nie kennen lernen.

Er seufzte tief. — Wie kam er denn nur auf diese wunderlichen Gedanken? Richtig, der Anblick seiner Frau, der Duft der Blumen war schuld daran gewesen und die Erzählungen gestern abend in seinem Verein. Er hatte stillgesessen und zugehört, was sie so einander vertrauten, mit mehr Offenheit als Diskretion, und eigentlich war es ihm in dem Moment ziemlich gleichgültig gewesen; erst nachher hatte es in ihm gewirkt, so daß er gar nicht von dem Grübeln darüber loskommen konnte. Also ihm war das versagt! Und neben einer Frau, die ihm Liebe gegeben und genommen, wäre vielleicht auch seine Kunst bei ihm geblieben, denn keiner von den jungen Künstlern gestern hatte über versagende Kraft geklagt, im Gegenteil, ihnen war Liebe und Kunst untrennbar.

Er drehte sich auf die andere Seite und versuchte, sich die Frau vorzustellen, die er lieben könnte, die ihn wieder liebte. Nicht so fein und gebildet mußte

sie sein, und kraftstrotzend in ihrer Persönlichkeit, aber weiter kam er nicht. Seine Phantasie versagte, er kannte ja die Frauen so wenig.

Um ihn war es totenstill, nur der Schnee, der zu fallen begonnen, tickte an die Scheiben. In dem dämmernden Dunkel leuchteten die Hunde aus seinem Atelier zu ihm herein und wieder empfand er den dumpfen Druck der Einsamkeit, der Trostbedürftigkeit.

Er stand auf und ging zu seiner Mutter. Sie wenigstens gehörte doch zu ihm, war Blut von seinem Blut, er der Gebende und sie die Empfangende.

Als er öffnete, fuhren die drei Dienstmädchen mit hellen Schreien auf und zur Thür hinaus, sie hatten im Kreise um die Alte herumgehockt und geklatscht; das war doch so verführerisch für sie, und Mutter Heeken solch dankbares Publikum.

Die Alte schien über die Störung wenig erfreut. „Na,“ sagte sie mit einem gewissen gedehnten Ton. „Was willst denn Du, Martin?“

„Nichts will ich, Mutter. Nur mal sehen, wie es Euch geht.“

„Wie soll es mir gehen! Schlecht geht es mir! Den ganzen Tag bin ich allein. Keiner kümmert sich um mich! Sterben und verderben könnt' ich Euretwegen — wenn die Mädchen nicht noch manchmal nach mir sähen."

Er schwieg. Seine Mutter hatte recht, niemand war da, der sich um sie kümmerte.

„Martin," sagte sie nach einem Weilchen, ihm näher rückend, in geheimnisvollem Flüsterton, „denk' nur, Euer Friedrich wird die Lina heiraten. Freilich hat er schon eine Braut in Berchtesbach, aber die läßt er sitzen, denn die Lina hat tausend Mark Gespartes. Und der Köchin ihr Vater säuft und hat sie mal totschlagen wollen ohne Grund, und die Nina hat das Bild von einem feinen Herrn, einem Lieutenant oder Oberst oder Kapellmeister in einem echt goldenen Medaillon. Und bei Euch in der Küche fehlen zwei silberne Löffel, und die Köchin hat gestern das ganze Filet verbrennen lassen, schwarz wie Kohle, und dann schnell hin und ein anderes geholt, und Nina trinkt alle Morgen ein rohes Ei, und Friedrich

raucht Cigarren, das Stück zu acht Pfennig. — Ja, das sind so Sachen, mein Sohn."

Sie sprach triumphierend, als erzähle sie ihm das Wichtigste der Erde. Er aber hatte gar nicht zugehört.

„Mutter —" begann er gedrückt.

„Ja natürlich, Deiner Frau ist das ganz gleich, die kümmert sich um nichts, derentwegen kann es noch ganz anders zugehen. Wenn die nur sitzen und charmieren kann, mit dem feinen Herrchen, das immer um sie herum ist. Aber warum leidest Du es, Martin? Schlag doch mit der Faust drein, das ist Dein Recht. Was stecken sie immer zusammen und Du bist nicht dabei? Und . . ." sie kam ihm so nahe, daß sein Ohr von ihren Lippen berührt wurde, „wenn Du dahinterkommst, dann kannst Du Dich scheiden lassen und kriegst die Hälfte von ihrem Geld, sagt Friedrich."

Nun hatte er doch zugehört, wider seinen Willen zuerst, aber allmählich hatte das Geschwätz seine feineren Regungen verjagt, er vergaß, weshalb er

gekommen, und daß er Steine statt Brot bekommen.

„Der Friedrich ist ein Esel, dem ich bei nächster Gelegenheit den Schädel einschlagen werde," sagte er zornig.

„Hast recht, Martinchen, hast recht!" sie legte die Hand auf seinen Arm. „Warum die Hälfte nehmen, wenn man das Ganze behalten kann. Hast ganz recht! Viel Geld ist erst was Schönes."

Und dann saßen sie eine Weile still zusammen, bis Heeken aufstand.

„Gute Nacht, Mutter."

„Gute Nacht. Gute Nacht!" Sie streichelte seinen Ärmel, der feine Sammet gefiel ihr. Ihn berührte ihre Katzenfreundlichkeit unangenehm, er hatte ein häßliches Wort auf der Zunge.

In seinem Atelier dehnte und reckte er die Arme, dann zog er sich um und ging in seinen Verein.

Auf der Straße sah er zu den Fenstern seiner Wohnung empor. Sie waren alle erleuchtet, Fortunat also noch oben. Er schüttelte den Kopf. Groll

empfand er ja nicht, gegen niemand, aber sie gefielen einander sicherlich dort droben, waren gern zusammen, und nur er allein, immer allein. —

Als Heeken gegangen, hatte Fortunat Maud angesehen. Ein gequälter Ausdruck lag auf seinen hübschen Zügen.

„Wäre es nicht am besten, gnädige Frau, ich käme nicht mehr her?" fragte er stockend. „Ein Freund bin ich Martin längst nicht mehr, er duldet mich nur noch."

„Sehen Sie keine Gespenster," antwortete sie leichthin. „Tino ist ein Mensch, der keinerlei Formen kennt, sich auch keine Mühe giebt, sie kennen zu lernen. Wollen Sie etwa irgend eine Laune so aufbauschen, daß Sie eine Staatsaktion daraus machen? Paßt ihm unsere Gesellschaft nicht, mag er gehen." Sie setzte sich an einen niederen japanischen Tisch und füllte aus der silbernen Kanne Mokka in die Sevrestassen. „Kommen Sie her, Fortunat, machen Sie sich das Leben nicht unnütz schwer."

Er setzte sich ihr gegenüber und rührte mit dem

goldenen Löffel den Zucker klein. „Können Sie sich nicht denken, daß mich das drückt?“

„Ja, deshalb wollte ich ihn zurückhalten. Aber Sie sind im Irrtum, Fortunat, wenn Sie glauben, dem besonderen Wert beilegen zu müssen. Tino ist in manchen Dingen der reinste Wilde, was ihm behagt, thut er, was ihm unbequem ist, weist er von sich. Empfindungen sind nicht seine Sache. Selbstbeherrschung wird er nie lernen! Wir thun ihm den größten Gefallen, wenn wir ihn gehen lassen, weiter verlangt er nichts. Fordern wir zum Überfluß nicht noch Brutalitäten heraus.“

Er legte klirrend den Löffel auf die Untertasse.

„Das fürchten Sie?“ fragte er mit stockendem Atem.

„Ich fürchte es nicht, aber — ich bin darauf vorbereitet,“ sagte sie langsam und lehnte sich in den Sessel zurück. „Ich bin sicher, daß er im geeigneten Moment dessen fähig ist, denn eine unerzogene, ungebärdige Natur, wie die seine, kennt keine Schranken.

Deshalb vermeide ich jedes Aufeinanderplatzen der Gemüter."

„Wie schrecklich!" Mit einem tiefen Seufzer sagte er es.

Sie zuckte die Achseln.

„Lieber Freund, ich habe mir das alles klar gemacht, Konsequenzen gezogen und mich mit dem Resultat abgefunden — so gut es eben geht. — Jeder Irrtum rächt sich an uns selber, und da ich einen begangen habe, muß ich eben stillhalten."

Er nahm mechanisch einen Schluck von dem heißen Kaffee, ohne es zu wissen.

„Gnädige Frau," sagte er tief bewegt, „Sie reden so ruhig, das täuscht mich nicht. Tausend Schmerzen lauern hinter diesen kühlen, überlegten Worten."

Ein wehmütiges Lächeln zuckte um ihren Mund.

„Warum soll ich es leugnen. Ihnen gerade leugnen! Ja, ich habe bittere Stunden durchgemacht bis zu dieser Resignation. Niemand kommt die Vernunft im Schlaf. Und ich hatte so vieles

vor! Und so gutes! Ich glaubte an meine Mission. Nach geistiger Anregung sehnte ich mich so. — Jetzt will ich nichts mehr, als nur möglichst in Frieden leben, aber — dazu brauche ich Sie!"

Er wurde rot vor schmerzlicher Freude. Sie ahnte nicht, wie es um ihn stand, aber wenigstens war er ihr unentbehrlich.

„Sie werden mich immer finden, gnädige Frau." Sie nickte wie selbstverständlich.

„Wenn ich ihn liebte, müßte es ja unerträglich für mich sein — aber so —" sagte sie leise, ganz in Gedanken vor sich hin.

Da beugte sich Fortunat weit zu ihr hinüber, auch er sprach leise.

„Aber wenn er Sie nun liebt — es nur nicht zu zeigen weiß . . ."

Sie war aufgesprungen, der leichte Stuhl hinter ihr schlug zu Boden, wie im Entsetzen streckte sie beide Hände von sich.

„Nein, nein! Sagen Sie das nicht!" flehte sie keuchend. „Ich kann nicht — das kann ich nicht

mehr! — Mag er thun, was er will — er hat Freiheit — er hat Geld! Ich verlange keine Treue — aber das nicht! Das nicht!"

Sie war immer weiter zurückgewichen unter den Schauern des Schreckens, die sie überrieselten. Mit Grauen gedachte sie der ersten Zeit ihrer Ehe.

„Und wenn er Sie doch liebt?" wiederholte Fortunat, bleich, mit zusammengepreßten Lippen. „Doch!! —"

Sie stand jetzt zwischen den Marmorfigürchen, seinem Hochzeitsgeschenk; ob in der Erregung oder mit Absicht faßte sie die Säule, die Martins Ebenbild trug, es sah mit zärtlichen Blicken zu seiner Genossin hinüber, und dieser Blick mußte sie an etwas erinnern, das ihr grauenhaft war — ein Ruck — ein Fall — die Marmorfigur lag am Boden mit losgetrenntem Kopf und zersplitterter Nase. — Maud nahm ihr Taschentuch und fuhr sich über das heiße Gesicht. Mit einem Schlag kam ihr ihre Ruhe zurück.

„Wie schade!“ sagte sie zu Fortunat. „Nun werden Sie mir böse sein!“

Aber sie erschrak doch, als sie in sein Gesicht sah. So viel Seligkeit, so viel Glück lag in diesen offenen Zügen, denen Verstellung unmöglich war, daß es ihr plötzlich heiß vom Herzen in die Wangen stieg.

Kein Zweifel, er liebte sie. Auf einmal war es ihr klar geworden. Er liebte sie mit einer großen, heiligen, selbstlosen Liebe. — Wie war es möglich, daß sie es nicht längst gemerkt!

Plötzlich wurde ihr so froh, so leicht ums Herz, als gäbe es keine Traurigkeit mehr in der Welt, denn neben der Freude, eine solche Liebe eingeflößt zu haben, hatte sie die Sicherheit, daß er nie — nie ein Wort darüber sprechen, daß keine Woge hochgehender Leidenschaft seine Gefühle je verraten werde. Und mit dem Egoismus der Frau freute sie sich dieser Liebe, ohne ihrer Schmerzen für ihn zu gedenken. —

Er ging früher als gewöhnlich. Obgleich Maud ihre volle Unbefangenheit ihm gegenüber längst

wiedergefunden, fühlte er sich doch in einem wunderlichen Sturm der Gefühle und fürchtete, sich zu verraten.

Sie würde Martin also niemals lieben! Wie unrecht war es, daß ihm dies Bewußtsein solch Trost war! Tief traurig müßte er darüber sein und zum Guten reden, aber das vermochte er nicht. Schweigen konnte er wohl, doch nicht heucheln. —

Und als er gegangen, blieb Maud noch lange in dem Zimmer, die Arme über dem Kopf gekreuzt und dachte an ihn.

Wie lange liebte er sie? Vielleicht schon immer, und sie hatten es nur selbst nicht verstanden und Freundschaft genannt, was Liebe gewesen? Wenn es anders gekommen wäre? — Sie wurde flammend rot, denn plötzlich kam es ihr zum Bewußtsein, daß auch sie mit ihm verwachsen war, jedes Gefühl, jeder Gedanke sich halb unbewußt an dem seinen maß. —

Aber das war ja schrecklich! Sie war eine verheiratete, anständige Frau, und mochten die Verhältnisse noch so unglücklich liegen, das blieb sie doch — und rein dazu . . .

„Ich bin närrisch!" sagte sie laut vor sich hin, „ich liebe ihn ja gar nicht! Er ist mir notwendig — ein Freund! Und er wird schweigen . . . Ich will gar nicht mehr daran denken." Sie dachte auch nicht mehr daran, nur das tiefinnere Frohgefühl blieb ihr, und dagegen kämpfte sie nicht.

Drittes Kapitel.

Über Heeken war eine gewisse trotzige Gleichgültigkeit gekommen, seitdem er eingesehen, daß er sich niemals dieser Gesellschaft accommodieren würde. Er blieb wer er war, mochten sie es nun mit ihm halten wie sie wollten. Luden sie ihn nicht mehr ein, straften sie ihn mit vollkommener Nichtbeachtuug, ihm war es recht. Verlangten sie nach ihm, mußten sie ihn nehmen wie er war. Er wollte sich keine Kopfschmerzen mehr darüber machen, was schicklich war und was nicht, seiner Frau machte er ja doch nichts recht.

Mit diesem Endresultat seines Nachdenkens nahm er auch die Einladung des Prinzen auf die leichte Achsel. Herrgott, ein Prinz war doch auch nur ein Mensch, und dieser noch dazu einer, der in Thon

knetete, gerade so gut wie er und seine Kollegen. Daß er nicht allzuviel los hatte, wußte Heeken einstimmig aus seinem Verein, aber dafür war er ja Prinz, nur durfte er nicht verlangen, daß er als Künstler allzuviel bedeutete.

Vielleicht war es gerade dies Bewußtsein des Künstlers, was Heeken nicht dazu kommen ließ, die ungeheure Auszeichnung, die ihm durch den Prinzen geworden, recht zu würdigen, Maud wenigstens war fassungslos über die Ruhe des Gatten, die ihr diesmal recht reichlich fehlte.

Zu Hof! — Der Traum ihrer Mädchenjahre sollte sich verwirklichen; einer von denjenigen auf der Menschheit Höhen trat ihr menschlich näher. Sie wußte recht gut, daß sie diese Auszeichnung nur dem Genie ihres Mannes zu danken hatte. Prinz Elimar war von der Centaurengruppe derart begeistert, daß er Heekens Bekanntschaft verlangt hatte. Der mißachtete, übersehene Gatte war plötzlich in ihren Augen emporgeschnellt, und mit einem gewissen Gefühl des Stolzes hielt sie sich dicht an seiner Seite. Sie hatte

sogar unterlassen, ihm Verhaltungsmaßregeln zu geben, denn ihren ersten und einzigen Versuch in dieser Richtung hatte sie aufgegeben, als er ihr mit einem kurzen Lachen und Kopfschütteln gesagt:

„Gieb Dir keine Mühe, Maud, ich bin wie ich bin! Am Thon kann man kratzen und modeln, am Menschen nicht."

Es hatte sie beinahe gefreut, dies Selbstbewußtsein, denn es fiel ja mit der ersten Auszeichnung zusammen, die sie ihm dankte.

Der Prinz war ausgesucht gnädig, als er auf Heeken nach der Vorstellung zutrat und ihm sehr viel Schönes und Schmeichelhaftes über seine Arbeit sagte, Maud mußte sich gestehen, daß sie erst sehr in zweiter Linie kam, trotz ihrer Toilettenpracht.

„Und nun will ich dem Kollegen auch mein eben vollendetes Werk zeigen," sagte er und bot der Prinzessin den Arm.

Das war das Signal zu einem allgemeinen Zuge in das Atelier Seiner Hoheit, denn außer dem Heekenschen Ehepaar kannte jeder Anwesende des

Prinzen schwache Seite, mit seinen Arbeiten gewissermaßen zu posieren und soviel Weihrauch entgegenzunehmen, als man ihm nur darbieten wollte.

Es war dies keine landesgefährliche Passion, deshalb gönnte man sie dem guten Prinzen auch ungeschmälert, und höchstens in Künstlerkreisen machte man sich laut darüber lustig.

Vor einer grünen Wand aus Oleander und Taxus stand die fast lebensgroße Figur eines gefesselten Sklaven. Matt und müde hingen die mit Ketten beschwerten Arme herab, matt war das Haupt auf die Brust gesunken, Kraftlosigkeit lag besonders in der Stellung der Füße zu einander. Die Komposition war hübsch erdacht, die Ausführung elend. Da war nichts, was sich auch nur im entferntesten über den blutigsten Dilettantismus hinaushob.

Alle Anwesenden drängten herzu und brachen in ein Gemurmel des Beifalls aus. Heeken drehte sich um und blickte die nächsten der Reihe nach an; er selbst schwieg.

„Nun?“ fragte Prinz Elimar lächelnd, „wie gefällt Ihnen das?“

Der Blick des Bildhauers heftete sich auf das feine, aber unbedeutende Gesicht des Prinzen.

„Fragen Hoheit den Kollegen? Den Künstler?“

„Wen denn sonst?“ Er wurde etwas nervös und trat von einem Fuß auf den andern, als wittere er etwas Ungeheuerliches, Häßliches.

„Dann sage ich, daß das Ding da ein Schmarren ist — nicht wert den Marmor und den Meißel, den man darum angesetzt hat.“

Der Prinz griff einen Augenblick an seinen Hals, das Blut schoß ihm in das Gesicht.

„Sie haben ein sehr hartes Urteil, Herr Heeken.“

„Nicht mehr, als ich vor meinem Gewissen verantworten kann. Sehen Sie, Hoheit, das ist ja alles unrichtig, falsche Maße, keine Anatomie des Körpers, nicht Saft noch Kraft. Wenn das einer von uns gemacht hätte, es wäre ja eine Schande.“ Er hatte sich ganz erregt gesprochen, seine Augen funkelten, der Künstler in ihm war erwacht.

Desto fahler sah der Prinz aus, mit ihm die ganze Gesellschaft, die in Todesschweigen verharrte. Maud war halb ohnmächtig.

„Ihr Urteil steht in schreiendem Widerspruch zu dem Ihrer gleichwertigen und berühmteren Kollegen,“ sagte Prinz Elimar endlich scharf. „Das ist doch wunderlich.“

„Hoheit glauben am End', ich beneide Ihnen dies Machwerk,“ meinte Heeken auflachend. „Aber nein, davon bin ich weit entfernt. So was, wenn ich es zuwege gebracht hätte, das hätte nicht lange das Sonnenlicht gesehen. Fort damit! hätte ich mir gesagt! — Und warum es Ihnen die andern loben? Ja, Hoheit, ich bin eben ein ehrlicher Kerl, ich sage, was ich denke, die andern haben es vielleicht nicht gewagt. Aber die Idee ist gut — wirklich sehr gut. Daraus hätte etwas werden können in anderen Fingern. Hoheit nehmen mir meine Freiheit doch nicht übel?“ —

Er sah so treuherzig aus, als er das sagte, daß es manchen entwaffnet hätte; den Prinzen nicht,

dazu war er nicht großherzig und nicht talentvoll genug. Er hörte nur den Tadel vor der versammelten Gesellschaft und fühlte die sehr plebejische Anwandlung, diesem unberufenen Sprecher den Hals zuzudrücken. Mit dem kältesten Hochmut, dessen er fähig war, sah er auf ihn herab.

„Sie können nicht verlangen, daß ich alle Autoritäten Ihnen unterordne, Ihnen, dem eben erst Gewordenen; obgleich ich durchaus nicht leugne, daß Ihre Gruppe Vorzüge besitzt — hm — mancherlei frappierende Einzelheiten — hm — finde ich Sie doch etwas vorschnell im Urteil, worauf begründen Sie das?“

„Auf meine Augen, Hoheit, ich kann sehen,“ antwortete Heeken schnell. „Und ich kann es auch besser machen, Hoheit! Soll ich Ihnen Ihre Figur da vormachen?“

Seine Augen blitzten vor Begierde, der Prinz aber würdigte ihn keiner Antwort, sondern wandte sich ab.

„Ein ganz unmöglicher Mensch!“ hörte Maud

ihn zu seinem Hofmarschall sagen, und dann wurde es plötzlich leer um sie beide, erschreckend schnell und erschreckend gleichmäßig.

„Tino!“ flüsterte Maud totenblaß. „Was hast Du gethan! Prinz Elimar kann nur Lob vertragen.“

„Warum hat er mich gefragt,“ sagte er eigensinnig, obgleich ihm anfing unheimlich zu werden inmitten der Leere, die sie umgab. „Ich habe nur die Wahrheit gesagt.“

„Aber um die war es ihm nicht zu thun, er fragt doch nicht deshalb.“

„Dann soll er sich einen andern aussuchen als Martin Heeken.“

„Aber ich!“ sagte sie ganz trostlos. „Ich!“

Da blickte er zu ihr nieder und sah, daß sie weinte.

„Armes Weib,“ sagte er in einer Anwandlung von Mitleid. „Hast Dich arg verrechnet mit mir,“ — dann maß er den Abstand, der sie von den andern trennte. „Ich gehe nach Hause, sie sollen sich nicht

mehr über mich ärgern, ich will arbeiten, will ihnen zeigen, daß ich kann, was ich sage. Kommst Du mit?"

„Um Gottes willen, mache es nicht noch schlimmer," flehte sie. „Eine Ungezogenheit durch die zweite gut machen geht nicht. Vielleicht findet sich noch nachher ein Augenblick, wo Du Dich beim Prinzen entschuldigen kannst."

Er richtete sich hoch auf.

„Ich mich entschuldigen? Für meine ehrliche Meinung? Für die Wahrheit? Ja, bin ich denn ein Lakai? Ich will gewiß nichts von ihm und ich gehe."

„Wenn Du durchaus willst? Die Gesandtin nimmt mich wohl unter ihren Schutz," sagte Maud, die Thränen trocknend.

„Soll ich Dir Fortunat schicken?"

Sie schüttelte heftig den Kopf und sah ihm nach, wie er eiligst davonging.

„Poor child!" sagte die Gesandtin und zog Mauds Arm durch den ihrigen. „Sie sind ganz blaß, kein Wunder bei all den Aufregungen. Und

nun ist er fort? Lassen Sie ihn laufen, den Unmenschen! Sie passen ja gar nicht zusammen."

Aber trotz alles Ärgers und aller Erregung war Maud nicht so empört über ihren Mann, wie sie es eigentlich selbst glaubte sein zu müssen. Er hatte ihr imponiert. Und dann nannte man ihn zwar einen Bauerntölpel, allein auch genial und eigenartig, das war Balsam auf ihre Wunden. —

Als Maud früher, als sie selbst erwartet, aus dieser Gesellschaft nach Hause kam, zauderte sie ein Weilchen auf dem Hausflur, bis sie das erstaunte Gesicht Friedrichs bemerkte, da winkte sie hastig mit der Hand.

„Gehen Sie hinauf, ich komme nach."

Durch die großen Fenster der Hinterthür hatte sie Licht auf den Hof fallen sehen, das konnte nur aus dem Atelier ihres Mannes kommen, also mußte er arbeiten. Eine leidenschaftliche Neugier, ihm ungesehen zuzusehen, packte sie plötzlich.

Und das ging so leicht.

Vom Garten aus gelangte man über eine Treppe

ebenfalls in das Atelier. Die Thüre hatte von außen keinen Drücker, sondern konnte nur mittelst eines kleinen Schlüssels geöffnet werden, den ein jeder des Ehepaars besaß.

Maud hatte ihn natürlich nicht bei sich, denn die Soireetoilette erlaubte dergleichen Befrachtung nicht, aber von der Mitte der Treppe aus konnte sie das Atelier überblicken und sehen, ob ihr Mann arbeitete, vorausgesetzt, daß die Vorhänge nicht geschlossen waren.

Schnell und geräuschlos stieg sie in die Höhe. Eine Scheibe war unbedeckt, wie sie es bei dem hellen Lichtschein vorausgesetzt, und er stand vor einem halbhohen Block und knetete eifrig an einem großen Klumpen Thon, der darauf lag.

Die Manschetten hatte er zu Boden geworfen, Halskragen und Schlips ihnen zugesellt, aber den Frack auszuziehen vergessen. Er mußte es also nicht haben erwarten können, bis er begann.

Das elegante, auf Seide gearbeitete Kleidungsstück zeigte wüste Flecken; es war mit derselben Nicht=

achtung behandelt wie früher sein altes zerrissenes Wollhemd. Das sorgfältig frisierte Haar stand zu Berge, das Gesicht war rot und heiß, die Bewegungen aber von straffer Exaktität, sicher und zielbewußt.

Noch konnte Maud nichts aus dem Thonklumpen erkennen, aber sie sah, daß ihren Mann der Geist trieb, daß er völlig aufging in dem, was er schuf, daß Herz und Seele bis zur Selbstvergessenheit dabei beteiligt waren.

Er hob den Arm und wischte den Schweiß von der Stirn. In diesem Augenblick störte sie die Bewegung nicht. Nicht der Mensch stand vor ihr, sondern der schaffende Künstler.

Neid regte sich in ihrem Herzen. Es gab also doch etwas auf Erden, was den Menschen auszufüllen vermochte bis in die tiefsten Tiefen, so daß für nichts anderes Raum blieb; es gab etwas, das ihn hoch hinaus hob über das Irdische. Und mochten es selbst nur Stunden sein, ihr dünkten sie so köstlich, daß es wert war, alles andere dafür zu opfern.

Sie stand auf der kalten, zugigen Treppe und sah ihm zu. Der Mantel schützte sie zwar von oben, aber die Füße in den seidenen Strümpfen und Atlasschuhen froren. Warum blieb sie denn auch hier stehen? Gehörte sie nicht zu ihm? War dies nicht die Stunde, um derentwillen sie das ganze Kreuz auf sich genommen? Hatte sie nicht ein Recht darauf, für alles, was sie ihm gegeben, neben ihm zu stehen? — Sie stieg vollends hinauf und klopfte mit dem Fächer gegen die Thür. Er hörte es nicht. Auch nicht das zweite Klopfen. Erst beim dritten Mal riß er mit einem Fluch die Thüre auf.

„Du!" sagte er lang gedehnt und faßte sich an den Kopf, als müsse er sich erst überzeugen, daß er nicht träumte.

Sie legte den Finger an die Lippen, deutete auf den Thonkloß und schlich sich leise in den Winkel zu den Stühlen.

„Laß Dich nicht stören," hieß das, aber ihr Erscheinen allein hatte ihn schon aus der Stimmung gerissen, er strich mehrmals ungeduldig das Haar zurück.

Dann begann er doch wieder zu arbeiten. Nicht mit so glühender Hingabe wie vorhin, aber er versuchte es doch wenigstens.

Maud saß ganz still in ihren Mantel gewickelt und sah ihm zu. Mit großen Augen blickte sie auf seine Hände, ihr war es, als höre sie die Schwingen des Genius, der ihrem Mann die Stirn küßte. Es war kalt im Atelier, aber das focht sie nicht an, sie dachte auch, ob wohl Martin schon etwas gegessen haben möchte, aber unterbrochen hätte sie ihn auf keinen Fall in seinem Schaffen, ja, sie hielt fast den Atem an.

Also endlich kam die Erfüllung ihrer Sehnsucht, endlich!

Aber seitdem Martin seine Frau hinter sich wußte, hatte sich zu der rasenden Schaffensfreude, die ihn zuerst gepackt hatte, ein peinigendes Unbehagen gesellt, und das wuchs und wuchs, von Minute zu Minute. Wie gelähmt kam er sich plötzlich vor, und daß sie sich so ruhig verhielt, verstärkte noch den Bann, der langsam auf ihn herabsank.

Die alte Unmöglichkeit, zu arbeiten sobald jemand um ihn war, kam wieder und quälte ihn.

Er seufzte ungeduldig und sah sich nach ihr um. Ohne ihr Dazwischenkommen hätte er die ganze Nacht gearbeitet, nun dünkte es ihn plötzlich, als wären ihm die Glieder schwer, die Augen müde.

Sie merkte seine Abspannung und Unruhe, stand auf und stellte sich neben ihn.

„Was soll das werden?“ fragte sie, mit einer gewissen Ehrfurcht auf den Thonklumpen sehend. „Ich freue mich ja so, daß Du wieder arbeitest, Tino.“ Und dabei legte sie ihre Hand auf seinen Arm und sah ihn voll warmen Enthusiasmus an. Jeder Gedanke an die Scene beim Prinzen war in diesem Augenblick vergessen.

Hätte er sie nur verstanden! Hätte er nur einmal in ihre Seele hineinfühlen können; vielleicht gab es dann doch irgendwo eine Brücke, die sie beide zusammengeführt hätte, denn wenn sie auch in Äußerlichkeiten kleinlich war, im Empfinden kühl, in

ihrem Willen schroff, ihre Liebe zur Kunst war eine aufrichtige, ehrliche, begeisterte.

Er reckte die Arme aus.

„Ich bin müde,“ sagte er statt aller Antwort.

„Was soll das werden?“ fragte sie noch einmal.

Er riß an seinem Bart. Schon darüber zu sprechen, war ihm unangenehm, dennoch wagte er nicht, es ihr abzuschlagen.

„Warum willst Du das wissen?“ fragte er nur.

„Weil ich Deine Schöpfung mit erleben will, Zug um Zug. Ihr folgen in jeder Linie, jedem Ausdruck. Lieber Tino, ich will eben teilnehmen an Deinem Schaffen.“

Er seufzte tief auf. Vorbei war es mit seiner Kraft, seiner in allen Adern prickelnden Freude, als er vor Stunden hier hereingestürmt, nur halb noch Mensch und auf Erden, halb schon in jenem Taumel der Sinne, die niemand begreift als eben der Schaffende. Der schwere, graue Zwang lag wieder atemraubend auf ihm. „Werde ich es nicht überwinden?“ fragte er sich beklommen.

Sie sah ihn erwartungsvoll an. Neben allem Zorn, den er empfand, dauerte sie ihn doch, weil er wohl fühlte, daß sie sich eben in allem, was ihn betraf, so sehr verrechnet hatte.

„Ich modelliere die Statue von dem Prinzen."

„Dachte ich es doch," sagte sie traurig.

Er sah sie erstaunt an.

„Warum sagst Du das so sonderbar?"

„Weil ich es nicht begreife, daß Du jetzt nur Nachschaffer sein willst, Du, der imstande war, aus sich selbst heraus ein Kunstwerk zu schöpfen wie Deine Gruppe ist. Und dann — was hat es für einen Zweck? Man wird es Dir verargen und Dich noch mehr beiseite zu schieben suchen als es nach Deinem heutigen Auftreten ohnehin geschehen wird. Rehabilitiere Dich wieder; schaffe etwas Neues, Großes, das man nicht übersehen kann, selbst wenn man will. Zeige Dich als derjenige, als der Du uns erschienen bist."

Sie hatte den warmen Mantel abgeworfen und stand vor ihm in dem hellen Seidenkleid, mit funkeln-

den Brillanten und blühenden Blumen überdeckt; ihre Augen leuchteten, Begeisterung klang aus jedem Wort. Unwillkürlich riß sie ihn mit sich.

„Du hast recht!“ sagte er.

Schwer sauste seine Faust herab und auf den Thon, der sofort zu einer unförmlichen Masse zusammensank; jede Spur einer schaffenden Hand an ihm war vernichtet. Dann fuhr er sich mit den Händen durch das Haar.

„Und nun laß mich allein,“ sagte er schwer atmend, „ganz allein!“

Sie umklammerte seinen Arm.

„Nein, das soll nicht sein! Ich bleibe bei Dir, Tino — sprich! — sage mir Deine Pläne, zeige mir den Weg, den Dein Genie einschlagen will; laß mich nicht rechtlos und neidvoll daneben stehen . . .“ Ihr Kopf sank gegen seine Schulter, Thränen stiegen in ihre Augen, ihr war es, als kämpfe sie um ihr höchstes Gut mit ihrer ganzen Kraft, ihrem ganzen Willen.

Wie erwachend sah er herab auf den gesenkten Kopf an seiner Schulter und alles Feuer erlosch in

seinen Augen. Er hätte ihr ja gern jeden Gefallen gethan, nur diesen einen — das konnte er nicht, es war ihm ja ganz unmöglich. Warum begriff sie das nicht? Er zuckte ungeduldig mit der Schulter, und sie hob den Kopf und sah ihn an. Da wußte sie schon, daß ihre Bitte vergeblich gewesen.

„Ich weiß nicht," sagte er unruhig, „wie Du Dir nur vorstellen kannst, daß das, was ich Dir sage, zu irgend einer Verständigung dienen könnte — es entweiht mir nur das, was ich in Gedanken habe. — Nur im Schweigen gewinnt etwas Großes allmählich Gestalt, um dann endlich an das Licht zu kommen, warum willst Du mir durchaus das Schweigen nehmen, es ist mir Naturnotwendigkeit."

Sie sah ihn an, mit maßlosem Staunen über das, was er ihr eben gesagt. Woher kamen dem ungebildeten Menschen, auf den sie manchmal so sehr herabsah, solche Gedanken und Empfindungen? Trug sie ihm das Genie auf seinen Schwingen zu? Hatte sie nur die Möglichkeit, sich demütig zu beugen? Schweigend ergriff sie die Schleppe ihres Kleides,

und mit einem leisen „Gute Nacht“ ging sie in ihre Zimmer. Verstimmt blieb er zurück. Die Lust am Arbeiten war ihm wieder einmal gründlich verdorben, und für lange Zeit, das fühlte er. Vielleicht war es auch heute abend nur ein Anlauf gewesen, der sich bald im Sande verlaufen hätte, denn „Nachtreterei“, wie er es jetzt selbst nannte, war doch nicht seine Sache.

Er führte noch einen wuchtigen Hieb nach dem Thonklumpen, als wollte er damit sein Herz erleichtern, aber es blieb schwer. Auch daß ihm Maud zürnte, bedrückte ihn, und das mußte sie ja wohl nach dem, was er ihr gesagt. Aber er konnte es nicht ändern, es lag in seiner Natur, obgleich sie heute gut zu ihm gewesen war, trotzdem sie sich doch wohl sehr geärgert hatte beim Prinzen. Er seufzte tief.

Ach, nur heraus können! Heraus aus all diesem! In eine einsame Gegend, in ein kleines Haus mit Sonnenschein, viel Sonnenschein auf dem Dach und einer einfachen Frau darin, die er lieb hatte und die ihn nicht quälte mit allem möglichen. —

Ein Traum war es, und ein Traum blieb es - er mußte eben still halten. — — —

Aber die düstere Stimmung, die sich seiner bemächtigt hatte, hielt an. Seit Tagen hatte er keinen Blick mehr in sein Atelier geworfen, in zweckloser Müßigkeit brachte er die Stunden auf der Chaiselongue in seinem Vorzimmer zu, und starrte auf seine Gruppe, die, in kleinem Maßstab, in Marmor ausgeführt, die eine Ecke schmückte.

Dabei kamen ihm so allerlei Gedanken. — Hatte Fortunat nicht damals, als er sie zuerst gesehen, von einer Allegorie gesprochen? Von der Macht des Weibes, die weich und unmerklich, daher unwiderstehlich, den Mann umschlingt, ihn seiner Kraft beraubt und zu Boden, ja in den Tod zwingt? War es ihm nicht auch so gegangen? — Das Weib mit ihrem Reichtum, das ihn erwählt hatte, weil es ihr so gefiel, hatte auch seine Manneskraft mit immer festeren und engeren Banden geknebelt, hatte ihn zum Schwächling gemacht, und so würde es nun weitergehen, immer weiter, so lange sie wollte. — Und er hatte sich nicht

wehren können, denn seine trotzige Energie war gar nicht herausgefordert worden. — Aber sein Künstlerstolz, sein großes Talent . . . wo war das hingekommen? Einfach gestorben? — Es fror ihn wie im Fieber, wenn er daran und an die öde, entsetzliche Zukunft dachte.

Als er Maud zum ersten Mal gesehen, da hatte sie ihn an die Schlange erinnert — warum ließ er sich nicht warnen?

Er sprang auf und stellte sich vor seine Gruppe, seine Blicke hingen an dem Schlangenkopf, dem geschmeidigen Leib und sprühten Haß.

„Willst Du mich verderben?" zischte er leise und ballte die Faust. „Du — mich? — Ich bin ja viel mehr als Du! — Ich könnte Dich ja erwürgen — und dann frei sein — frei!" —

Er streckte die gespreizten Finger nach dem Schlangenhals aus. Plötzlich hatte er die Idee, wenn er diesen hier zerbräche, dann würde auch gleichzeitig ein anderer damit getroffen und zerstört werden, ebenso fein, ebenso beweglich . . .

In demselben Augenblick fiel im Atelier ein Stock zu Boden, entsetzt, ganz verstört fuhr Heeken von seiner Gruppe zurück und sah mit bebenden Gliedern auf die geschlossene Thür, die sich jetzt öffnete — Emil stand auf der Schwelle.

„Was monologisierst Du denn hier?“ fragte er mit einem forschenden Blick durch den leeren Raum. „Ich dachte schon, Du wärst nicht allein.“

Tief aufatmend setzte sich Martin nieder, kalter Schweiß stand auf seiner Stirn.

„Wie bist Du hereingekommen?“ fragte er heiser.

Emil lachte.

„Du hast ein kurzes Gedächtnis, mein Lieber. Gabst Du mir nicht vor ein paar Abenden selber den Schlüssel zu Deinem Atelier, als ich Dich nach Hause lotsen mußte? An demselben Abend, an dem wir Brüderschaft tranken?“

„Richtig.“ Heeken strich sich über die Stirn. „Mir ist manchmal mein Gedächtnis etwas schwach jetzt . . .“

„Du siehst schlecht aus,“ bestätigte Emil nach

prüfendem Aufblick, „das viele Grübeln bekommt Dir nicht, Martin. Du brütest wohl über neuen Entwürfen, denn daß Du noch nichts angefangen hast, sehe ich, der Thon ist steinhart."

Heeken schüttelte den Kopf.

„Unter uns gesagt," fuhr Emil fort und blies eine volle Ladung Rauch von sich, „Du hast ganz recht, ich machte es auch nicht anders. Wozu hat man denn eine reiche Frau, wenn man sich noch weiter schinden will. Das ist gut genug für arme Teufel. Du — wenn Dir gerade mal was Besonderes aufsteigt, dann modellierst Du, bis dahin ruhst Du aus. — Daß Du was kannst, hast Du ja gezeigt — der Teufel hole alle unnötige Schinderei!"

Er stand auf, streckte erst das linke, dann das rechte Bein, damit die Hosen in richtigen Sitz kamen, und schlenderte in das Atelier; man hörte ihn darin rumoren. Endlich kam er mit ein paar Studienblättern zurück; Arme und Beine in verschiedenen Stellungen, mit verschiedenen Muskelstraffungen.

„Borg' mir sie ein paar Tage, Martin, ich glaube, ich kann eine lumpige Kleinigkeit davon brauchen, ich bin immer noch im Kampf mit meiner vertrackten Figur. Vielleicht paßt es auch nicht — jedenfalls kannst Du übermorgen alles wiederhaben."

Heeken nickte. Er wußte ganz genau, daß ihn Emil auf diese Weise auf das erbärmlichste ausnutzte, daß er ganz schamlos stahl, wo er nur konnte, und daß seit seiner Freundschaft mit ihm sich Quensels künstlerischer Ruf bedeutend gehoben hatte, aber er war zu gleichgültig, sich dagegen aufzulehnen, und andererseits hatte er ein unendlich empfindliches Gewissen. Der Gedanke, daß er die Braut genommen, die jener sich erwählt und vielleicht ohne sein Dazwischenkommen auch bekommen hätte, ließ ihn manches unterdrücken, zu dem er sonst wohl nicht so leicht Ja gesagt hätte. Der Heeken von ehemals wenigstens sicher nicht. —

„Ich bin Deiner Frau vorhin begegnet — mit Fortunat," sagte Emil, die Blätter zusammenrollend. „Sie sah großartig aus. Wo ist sie hin?"

Heeken sah ihn erstaunt an.

„Weiß ich denn das?“

„So, so, nicht! Ich dachte. Fortunat ist Dir doch sehr bequem, Kerl, auf den schiebst Du alle ehemännlichen Lasten ab.“

„Gott sei Dank!“ sagte er aus tiefster Brust. Und dann fügte er von selbst hinzu: „Weißt Du, Emil, heiraten und heiraten, das ist am Ende zweierlei.“

„Du meinst, der eine hat eine Frau, deren Sklave er ist, der andere eine, die seine Sklavin ist, nicht wahr?“

„So ähnlich, das ist möglich!“ Er strich sich über die Stirn und warf einen schnellen Blick auf die Schlange.

„Ja, mein Lieber, das kommt von den reichen Heiraten. Aber schließlich — Du hast es noch bequem, Du hast Fortunat.“

Heeken seufzte schwer auf. Wäre er nur allein — nur frei — die andern mochten bleiben, wo sie wollten.

Emil deutete den Seufzer falsch.

„Ja, Heeken," sagte er vorsichtig, „allzu deutlich darfst Du es nicht werden lassen — der Welt gegenüber meine ich — das geht dann nachher an die Ehre."

Der Bildhauer sah ihn einen Augenblick verständnislos an, dann schien ihm eine Ahnung zu dämmern, er lachte auf.

„Du, nein, das ist nichts. Da kann keine Verleumdung heran. Das sind andere Menschen als Du, darum schlafe ich ruhig."

Emil pfiff durch die Zähne.

„Kommst Du heut abend?"

„Natürlich, was soll ich denn sonst machen — morgens bin ich zwar danach immer todmüde — kann gar nichts arbeiten, aber Du hast recht, das eilt ja auch nicht — eilt gar nicht." Und er warf sich wieder auf die Chaiselongue zurück und schloß die Augen. „Du, solch eine reiche Frau ist eigentlich etwas sehr Bequemes — sehr Bequemes. Findest Du nicht? Man verliert alle Kraft zum Arbeiten und die Lust dazu. — Ja, die Lust habe ich gründlich verloren." —

„Und das sollte ein Genie sein," dachte Emil verächtlich, als er nach Hause ging. „Ein lahmes Genie — wahrhaftig. Das Geld hat ihm die Flügel recht bald gebrochen."

Er wußte nicht wie Heeken seufzte, wie zerfallen er mit sich war, wie tief, tief unglücklich. — Und hätte er es gewußt, er hätte doch nur schadenfroh gelacht.

Viertes Kapitel.

Maud hatte die Absicht gehabt, ein paar längere Nachmittagsbesuche zu machen und dem Kutscher ihre Befehle übermitteln lassen, aber der pochende Kopfschmerz, an dem sie oft litt, stellte sich mit solcher Heftigkeit ein, während sie fuhr, daß ihr schon der Gedanke, sprechen zu sollen, im überheizten Zimmer sitzen zu müssen, physische Qual verursachte. Kurz vor dem Ziel ließ sie umkehren und eine Stunde im Stadtpark spazieren fahren. Sie hatte die Fenster herabgelassen und die herbe, kalte Luft, die eindrang, that ihr wohl, ebenso das fast lautlose Sichfortbewegen des Wagens auf den weichen Wegen. Nach einer Stunde fühlte sie sich so erquickt, daß sie ihre Besuche wieder ernstlich in Erwägung zog. Es war

allerdings inzwischen spät geworden, vielleicht war es besser, sie verschob das auf den nächsten Tag und schonte ihre angegriffenen Nerven. Vielleicht kam am Abend auch Fortunat — sie sagte sich noch „vielleicht" und wußte doch ganz genau, daß er täglich kam, aber wenn sie sich selbst vorher Zweifel einredete, hatte sie mehr Ursache sich zu freuen, wenn er dann da war.

Sonst dachte sie möglichst wenig über ihre Empfindungen für ihn nach, so weit wie möglich hielt sie alles von sich, was ihr störend werden konnte. Er gehörte in ihr Leben, das war Thatsache für sie, und manchmal zuckte es besorgt in ihr auf, daß sie es vielleicht auch gar nicht ertragen würde, ohne ihn zu sein, aber vor jedem weiteren Gedanken schloß sie Augen und Seele.

Trotz allem und allem war sie ihrer selbst sicher. Moralische Reinheit, Mangel an jeder Koketterie waren ihr einmal angeboren, deshalb gab sie sich auch furchtlos diesem Verkehr hin. Und außerdem Fortunat! — Auf ihn konnte sie sich ebenso verlassen wie auf sich selbst.

Sie war wieder zu Hause; aber obgleich sie ein-, auch zweimal klingelte, niemand öffnete ihr. Ärgerlich darüber, nicht gewohnt, zu warten, faßte sie in die Tasche, kaum hoffend, den Schlüssel zu finden, aber er steckte zufällig darin, so daß sie öffnen und eintreten konnte.

Die ganze Dienerschaft mußte das Haus verlassen haben, im Korridor, in den Zimmern, ja selbst in der Küche fand sie keine Menschenseele. Sehr geärgert über diese Unverläßlichkeit ging sie zurück, überlegend, ob sie ihren Mann in seinem Atelier aufsuchen sollte. Vielleicht war auch der nicht zu Hause, oder hatte die Leute beurlaubt. Die Totenstille um sie, die sie nicht empfand, wenn sie Menschen in ihrer Nähe wußte, schien ihr unbehaglich, es fröstelte sie und sie verlangte nach ihrem Thee. Beinahe ohne ihren Willen betrat sie endlich den langen Korridor, um Martin aufzusuchen. Aber sie hatte nur wenige Schritte gemacht, da blieb sie plötzlich lauschend stehen, gedämpftes Lachen und Reden schlug an ihr Ohr. — Kein Zweifel, es kam

aus der Schwiegermutter Zimmer. — Maud pflegte ihre Gedanken so wenig mit der Alten zu beschäftigen, daß erst immer ein äußerer Beweggrund da sein mußte, sie daran zu erinnern. Nun besann sie sich, ob ihre Schwiegermutter wohl Besuch haben könnte, und wen? Luzie am Ende, die nachher ihren beißenden Spott daran schärfte?

Vielleicht trat sie wirklich etwas leiser auf als gewöhnlich, als sie auf der Kokosmatte weiterging, jedenfalls hielt sie die rauschende Schleppe ihres Kleides in der Hand. Vielleicht war es auch ihr Mann, den sie dort fand, in Luzies Gesellschaft.

Ohne anzuklopfen öffnete sie die Thür. Drinnen hatte es einen festlichen Anstrich. Oben am Tisch thronte Frau Heeken, einen Blumenstrauß vor sich. Schüsseln mit Kuchen, halbgeleerte Tassen ringsherum, und vor jeder Tasse saß eines ihrer Dienstmädchen, trinkend und schmausend, selbst Friedrich fehlte nicht.

Aber alle bannte ein plötzliches, schreckhaftes Schweigen beim Anblick der Gnädigen, an die niemand gedacht, die man weit weg geglaubt, und die nun

plötzlich auf der Schwelle stand mit zornig funkelnden Augen und sich rötendem Gesicht. Niemand wagte aufzuschreien, niemand zu fliehen wie beim Erscheinen des Herrn. Der Respekt bannte sie an den Fleck, auf dem sie waren, des Strafgerichts gegenwärtig. Die Alte kroch ganz in sich zusammen wie ein Häufchen Unglück, aber sie warf schräge, haßerfüllte Blicke auf die Schwiegertochter, die jetzt langsam, aber mit allen Zeichen des Zorns in das Zimmer trat.

„Es ist kein Wunder, daß ich vor der Thür warten muß, wenn meine Dienstboten hier Feste feiern! Gehen Sie sofort auf Ihren Posten, Friedrich, und Sie, Lina und Anna, in die Küche. Wo ist Nina?"

„Nina ist ausgegangen, gnädige Frau," stotterte Lina endlich, „und wir haben hier nur Frau Heekens Geburtstag feiern wollen — wir . . ."

„Ich habe Sie nicht gefragt, wozu Sie hier sind, es genügt mir, was ich sehe," sagte Maud mit zornigem Hochmut. „Gehen Sie augenblicklich hinaus."

Ohne ein Wort der Widerrede schlichen die drei davon.

„Sie wird uns kündigen," seufzte Lina draußen.

„Die Alte drinnen wird wohl noch ihr Fett kriegen," meinte Friedrich und gab sich das Air völligen Gleichmuts. „Mein Himmel, sie soll nur nicht solch Geschrei machen, wir sind doch auch Menschen."

Aber trotzdem sie anfingen zu schimpfen und zu bramarbasieren — wohl war ihnen augenblicklich nicht in ihrer Haut.

Maud war, als die Leute das Zimmer verlassen hatten, an den Tisch neben die Mutter ihres Mannes getreten, die regungslos sitzen geblieben war.

„Was soll das heißen, Mutter," fragte sie, ziemlich beherrscht zwar, aber doch sehr deutlich zornig. „Haben Sie kein Verständnis dafür, daß Sie Martin und mir schuldig sind keine Freundschaften mit unseren eigenen Dienstboten zu halten?"

Die Alte blickte in den Schoß und schwieg störrisch. Maud rückte ungeduldig an einem Stuhl.

„Haben Sie kein Verständnis dafür," fragte sie schärfer, „daß Sie sich und uns dadurch herabziehen?

Es ist ja schrecklich, daß dergleichen in einem vornehmen Hause passieren kann! Meine Schwiegermutter giebt meinen Dienstboten Kaffeegesellschaften!" Sie lachte schrill auf. Dann sagte sie verächtlich: „Skandalös ist es — aber . . ." sie kniff die Lippen zusammen und schwieg.

Die Alte sah sie giftig an.

„Die Frau Schwiegertochter ärgert sich," meinte sie mit höhnischem Groll, „jawohl! Aber wer kümmert sich denn hier in dem vornehmen Hause um mich altes Weib? Die Lina und die Anna und manchmal der Friedrich — die Gnädige ist doch zu fein dazu — und mein Sohn auch."

Maud warf die Lippen auf.

„Zu fein! Darüber können Sie nicht urteilen. Wenn es aber so ist, ist es Ihre eigene Schuld. Ich bin anfangs freundlich genug zu Ihnen gewesen, Sie aber thaten, als wenn Sie sich vor mir fürchteten. Freilich — irgend etwas sein hätten wir uns ja doch nie können."

Die Alte spuckte neben ihren Stuhl auf den

Boden. Es war der Ausdruck höchster Galle bei ihr. Ohne daß sie die Schwiegertochter ganz verstand, fühlte sie doch die Mißächtlichkeit hindurch, die aus ihren Worten kam.

„Wenn der Martin ein anderer Mann wäre,“ sagte sie mit höhnischem Grinsen, „dann möcht' manches hier im Hause anders sein. Aber die Gnädige hat ja das Geld, da muß sich der Mann hübsch ducken. Hat es nötig — sehr nötig! Und die alte Mutter dazu. Wozu ist die noch in der Welt. Schicken Sie mich nur wieder weg, gnädige Frau Schwiegertochter, nur wieder weg — ist so am besten.“

Sie kreischte zuletzt in ihrer Wut laut hinaus, wie gewöhnliche Leute thun. Maud, die längst ruhig geworden war, betrachtete sie halb mit Neugier, halb mit Widerwillen.

„Ich möchte mir doch einen anderen Ton ausbitten,“ sagte sie kalt. „Vor allen Dingen etwas ruhiger, leiser.“

Sie begriff gar nicht, daß sie zu diesem Weibe jemals Mutter hatte sagen können, daß der Sohn

ihr Gatte hieß, so weltenweit fühlte sie sich von ihnen getrennt. „Was ist Erziehung doch für ein gutes Ding,“ dachte sie bei sich, „wie ist sie doch das einzige Band, das die heterogensten Elemente zu einem möglichen Zusammenleben binden kann. Erziehung und Selbstbeherrschung, das fehlt diesen beiden; der Mutter und auch dem Sohn.“

Die Alte hatte die beiden Hände auf ihren Schoß zu Fäusten geballt, ihre eingesunkenen Augen funkelten, sie schnappte nach Luft. Am liebsten wäre sie der gehaßten Schwiegertochter in die Haare gefahren, aber sie traute dem Frieden doch nicht recht. Ihr Sohn könnte kommen und man sie dann hinauswerfen ohne einen Pfennig Geld, daß sie wieder ums Leben arbeiten mußte wie früher. Das hätte ihr nicht mehr behagt.

„Also,“ sagte Maud, das Kleid noch höher hinaufraffend, „damit wir zu Ende kommen! Ich muß mir ein für allemal diese Freundschaft mit meinen Dienstleuten verbitten. Die haben nichts bei Ihnen zu suchen.“ —

Da machte Martin, der das laute Gezänk seiner Mutter gehört hatte, die Thür auf und sah sehr überrascht aus, als er seine Frau darinnen stehen sah. Er hatte an alles andere eher als an diese Möglichkeit gedacht.

„Komm herein," sagte seine Frau, sich zu ihm wendend. „Es ist mir sehr lieb, daß Du gekommen bist."

Er sah unruhig von einer zur andern. Am liebsten hätte er eiligst die Flucht ergriffen, aber dazu war es jetzt zu spät. So kam er denn verdrossen näher.

„Ich bin soeben überraschend nach Hause gekommen und fand unsere sämtlichen Dienstboten zu einem Kaffeeklatsch bei Deiner Mutter versammelt. Es ist selbstverständlich, daß ich das nicht dulde. Dienstboten sind für uns, da wir sie bezahlen, Maschinen, aber nicht Leute, die wir mit uns auf dieselbe Stufe stellen und freundschaftlich bewirten, das würde schöne Unzuträglichkeiten geben. Sage Deiner Mutter doch, daß Du in diesem Punkt ebenso denkst wie ich."

Er sah auf seine Mutter, die wieder zusammengeduckt, ganz apathisch dasaß, als ginge sie alles nichts an. Etwas wie Mitleid für die Alte erfaßte ihn.

„Sie ist wohl sehr viel allein," sagte er begütigend. „Sehr viel! Nicht wahr, Mutter?"

Sie sah blinzelnd auf, überrascht, daß der Sohn anscheinend auf ihre Seite treten wollte, dann wischte sie mit den Fingern etwas Feuchtigkeit aus den Augenwinkeln.

„Sehr viel!" Sie nickte vor sich hin. „Immer allein, Martin, wenn nicht einmal die Lina oder Anna hineinsähe. Von Euch weiß ich nichts."

Es traf ihn wie ein Vorwurf, denn sie hatte ja recht, seit Wochen sah er sie heut zum ersten Mal, trotz der wenigen Schritte, die sie trennten.

„Laß ihr doch das bißchen Vergnügen," er strich sich unsicher durch die Haare. „Dienstboten sind doch auch Menschen."

„In ihrer Sphäre gewiß, — nicht in der unseren. Ich bitte Dich, Tino, bedenke doch einmal die Konsequenzen."

Er merkte, daß sie ärgerlich war, trotzdem sprach er weiter:

„Mutter gehört aber auch nicht in Deine Sphäre. Denke nur, auf unserem Dorf da war es eine Herablassung, wenn die Pfarrköchin mit unsereinem sprach. Weißt Du noch, Mutter?“

Sie lachte ein bißchen vor sich hin.

„Da haben wir sie fortgenommen und lassen sie nun hier allein. — Recht ist es nicht, Maud.“

Sie klopfte mit der Fußspitze den Boden. „So sorge doch für angemessene Gesellschaft, ich kann das nicht. Aber meine Dienstboten bleiben aus dem Spiel. Mein Gott, daß Du nicht den Takt besitzest, das einzusehen.“

„Möchtet Ihr irgend einen Menschen um Euch haben, Mutter?“ fragte Heeken nachdenklich, ohne auf die Worte seiner Frau zu achten. „Irgend einen Menschen aus unserem Dorf?“

„Ja, ja, ach ja!“ wimmerte sie kläglich.

„Aber wen? Wißt Ihr jemand?“

„Die Eva Leitner; wenn die ihre Stelle auf=

geben wollt' — einen Menschen muß man haben! Einen Menschen! Man kann sich doch nicht gleich umbringen, weil man so lange lebt und allen zur Last ist."

„Redet nicht so, Mutter, wir werden schon für Euch sorgen, soweit es geht, meine Frau auch — und nun — ich komme nachher noch einmal wieder," setzte er hastig hinzu, denn Maud hatte sich zum Gehen gewandt, und er folgte ihr. Ein rascher Blick überzeugte ihn, daß sie noch immer geärgert und erregt war.

„Du hast wohl einen Augenblick für mich Zeit," sagte sie, auf dem Korridor stehenbleibend. „Es scheint, wir haben miteinander zu reden."

Er öffnete die Thür zu seinem Vorzimmer, sie warf sich drinnen in den ersten besten Sessel und stützte den Kopf in die Hand. Es kam ganz von selbst, daß er sie betrachtete. Die knisternde Seide des Kleides, die unter dem Saum hervorquellenden Spitzen, die ihn einstmals so gelockt, der feine Duft, der sie umgab, das kunstvoll frisierte Haar — freilich

lagen Welten zwischen ihr und seiner Mutter, dem Weib aus dem Volke, und jede von ihnen mußte naturgemäß unter der anderen leiden. Er begriff das plötzlich.

„Du hast den Gedanken angeregt, eine Gesellschaft für Deine Mutter zu haben. Ist Dir das Ernst?" sagte sie plötzlich aufblickend.

„Gewiß. Es könnte ihr doch mal etwas zustoßen, und Du — Du möchtest sie dann wohl schwerlich pflegen. Sie ist alt. Das dachte ich vorhin, als ich sie ansah."

„Noch einen Menschen ins Haus," sagte sie unmutig. Den Nachsatz dachte sie nur: „Der Dich und Deine Verhältnisse am Ende genau kennt — wie abscheulich!"

„Ich will die Eva bezahlen, natürlich — aus meiner Tasche, Du sollst nichts damit zu thun haben," versicherte er eilig.

„Es ist mir doch nicht des Geldes wegen, das ist ja da," entgegnete sie scharf, „Du weißt es, daß ich damit nicht spare. Es ist mir nur um des

Klatsches willen. Die ... Eva heißt sie ja wohl, — wird den ganzen Tag mit den Dienstboten zusammenstecken — und ich dulde einmal keine Familiaritäten in meinem Hause, ich müßte mich ja vor meinesgleichen schämen."

Er hob den Kopf und sah sie aufmerksam an. „Du meinst, Du müßtest Dich unserer schämen, nicht wahr?"

„Nein," entgegnete sie heftig, denn der wiederkehrende Kopfschmerz peinigte sie bis zur Raserei und machte sie noch gereizter. „Das meine ich nicht! Dich kennt man, und Deine Mutter kennt niemand. Was ich aber aus tiefster Seele verabscheue, ist das Hintertreppengeschwätz, und das wird überhand nehmen, wenn noch jemand aus Eurem Dorf da ist. Deine Mutter mit ihrer Vorliebe für meine Dienstboten macht mich ja unrettbar lächerlich, wenn — es jemand ahnte!"

„Du möchtest sie am liebsten fort haben?"

Sie schwieg und blickte zu Boden. Wäre sie ehrlich gewesen, hätte sie ja gesagt.

„Es ist meine Mutter,“ sagte er nach einer Pause und wiegte einen Bleistift auf der Fingerspitze. „Ich habe sie Dir nicht verheimlicht.“

„Aber entsinnst Du Dich, was ich sagte? Zu viel Pietät ist thöricht und straft sich.“

Er schwieg, und bleiern lastete die Stille auf beiden.

„Also — wie soll es werden?“ fragte er nach einer Pause und hob den Kopf. Er hatte die vage Vorstellung, daß, wenn sie seine Mutter fortwies, er auch gehen mußte, obgleich ihm die alte Frau nichts war.

Sie sprang plötzlich auf.

„Thue, was Du willst; nur behalte ich mir die letzte Entscheidung vor, wenn die Person nicht in meinen Haushalt paßt. Ich werde nicht ungerecht sein, Tino, aber irgend etwas gefallen laß ich mir nicht. Und nun gute Nacht, ich muß mich niederlegen, mein Kopf schmerzt zu sehr.“

Sie ging hinaus, ehe er noch ein Wort erwidern konnte und that wirklich, wie sie gesagt, sie legte sich nieder.

Er nahm Hut und Stock und schlenderte ins Freie, es wurde schon Frühling. Am Abend saß er ein Stündchen bei seiner Mutter und hörte zum ersten Mal das Gift und die Galle, die der Alten über die Zunge rannen. Der ganze Haß, den sie gegen die vornehme Schwiegertochter genährt, brach sich unaufhaltsam Bahn. Martin schüttelte abwehrend den Kopf. Er begriff doch alle diese Frauen so gar nicht. Weder das Schimpfen seiner Mutter noch die Empörung seiner Frau traf bei ihm auf verwandte Töne, und er war froh, als er wieder allein war.

Maud stand am nächsten Tage gesund auf, aber die alte Heeken legte sich und blieb wochenlang liegen. That sie es aus Bosheit oder fehlte ihr wirklich etwas, niemand konnte dahinter kommen. Jedenfalls gab es Unruhe im Haushalt. Die Mädchen mußten pflegen und kochen und wachen, bis sie endlich übellaunig wurden und den Dienst kündigten, aber die Alte stand nicht auf. Da war es Maud, die ihren Mann an sein Vorhaben erinnerte, und er setzte sich hin und schrieb an Joseph Leitner, daß die

Eva zu seiner Mutter kommen möchte. Nach langer Zeit erst bekam er Antwort, daß die Eva bereit sei, ihren neuen Dienst bei der alten Heeken in vier Wochen anzutreten, da ihre Gräfin inzwischen gestorben sei.

„Gott sei Dank," sagte Maud. „Wenn ich verreist bin, können sie sich dann miteinander einleben und Lina und die Köchin meinetwegen nun ziehen."

Fünftes Kapitel.

Der Sommer war spät, aber mit aller Macht gekommen. Maud, die sich abgespannt und nicht wohl fühlte, machte sehr energisch Reisepläne, sie wollte fort, sobald wie möglich. Als ihre Toiletten so ziemlich fertiggestellt waren, sagte sie eines Abends zu ihrem Mann:

„Du kommst doch mit, Tino?“

Er hatte einen Kunstbericht gelesen und legte nun die Zeitung beiseite, auch er sah bleich und hohläugig aus.

„Ich denke nicht,“ erwiderte er.

„Aber bedenke, wir haben keine Hochzeitsreise gemacht; das läßt sich jetzt nachholen. Du arbeitest ohnehin nicht.“

Er kniff das Blatt zusammen, ganz accurat und penibel, als thäte er etwas Wichtiges.

„Das mit der Hochzeitsreise," sagte er dabei, „das möchte jetzt doch wohl zu spät sein."

„Aber die Leute werden sich wundern, wenn ich so lange allein fortreise. Ich will doch drei Monat bleiben."

Entsetzen überfiel ihn. Drei Monate allein mit seiner Frau, irgendwo, ohne Einsamkeit, ohne Atelier, ohne seinen Verein — von ihr unter fremde Leute geschleppt werden, immer zu ihrer Verfügung sein, nein, das ging über sein Können hinaus.

„Laß die Leute doch reden," sagte er.

„Ja, Dir ist das gleichgültig."

„Sage, daß ich arbeiten will. Im Winter bin ich so nicht dazu gekommen. Alles so neu um mich — und diese Menge Menschen! Wenn ich erst allein bin, wird das Arbeiten auch gehen."

Ein kleines mokantes Lächeln stahl sich um ihren Mund. Sie dachte jetzt wie jeder, daß er nur bequem geworden und das Lotterleben auszunutzen suche, das sie ihm geschaffen.

„Ich will in die Schweiz,“ sagte sie nach einer Pause. „Aber Dir, Tino, thäte auch Luftveränderung gut, Du siehst schlecht aus.“

„Wenn Du fort bist, gehe ich ins Gebirge, — zu Fuß. Laufe mich einmal tüchtig aus. Das giebt Lebensmut und Kraft.“

Eine sonnige Fata Morgana stieg vor ihm auf. Seine Frau fort — lange! Er allein, ganz allein, ohne Zwang, in seinem Wollhemde und dem ältesten Anzug, den er besaß, in alten Stiefeln, ohne Manschetten, einen Knotenstock in der Hand — in das Gebirge pilgernd. Ein freier Mann!!

„Du kannst ja Fortunat mitnehmen,“ schlug er vor, denn die Glückseligkeit, die ihn durchströmte, machte ihn auch nachgiebig gegen seine Frau; aber Maud runzelte die Stirn.

„Du solltest das nicht immer sagen, Tino. Wir leben hier weder im Paradiese, noch bin ich eine so alte Frau, daß sich der Klatsch nicht mehr an mich heranwagt.“

Er sah sie prüfend an, wie sie im Hintergrund

des Zimmers saß, zwar sehr fein und ätherisch, aber doch jung und hübsch, wie es ihren fünfundzwanzig Jahren zukam.

„Das meinte ich auch nicht," sagte er hastig. „Aber sieh, Fortunat ist Dir notwendig, ich nicht."

Sie errötete heftig, dann stand sie auf und ging langsam zu ihm hin.

„Ich weiß, daß Du mir vertraust," sagte sie und bot ihm die Hand. „Dein Vertrauen wird Dich nicht täuschen."

Er nahm die Hand und schüttelte sie, ohne ihr in das Gesicht zu sehen.

„Wann willst Du reisen?"

„Ende der Woche ist alles bereit."

Er sprang auf, reckte die Arme und dehnte die Brust. Fast hätte er einen Jubelruf ausgestoßen, im letzten Moment besann er sich noch.

„Lina und die Köchin gehen," fuhr sie fort, „auch Friedrich hat vier Wochen Urlaub, Du mußt Dich dann einrichten, Tino; außer dem Hause essen und Dich sonst von irgend wem bedienen lassen.

Deine Mutter bleibt ja, und Eure Eva trifft am nächsten Ersten ein."

„Ich gehe ja auch fort!" sagte er, und ihm wurde zu Mute wie einem kleinen Jungen, dem die Schulferien nahen, so ausgelassen lustig.

„Du wirst es etwas ungemütlich haben," sagte sie bedauernd. „Aber dafür ist Sommer."

Da faßte er sie mit beiden Armen, trug sie hoch durch das ganze Zimmer und setzte sie in ihren Stuhl, dann küßte er sie derb und kräftig auf den Mund, seine Freude mußte sich Luft machen. Darauf erschraken sie alle beide etwas, sahen sich unsicher an und lächelten. —

Am letzten Tag vor ihrer Abreise kaufte Maud einen ganzen Arm voll Blumen und fuhr damit zu Fortunat. Er war seit längerer Zeit krank gewesen und hatte das Haus hüten müssen, so daß sie sich eine lange Weile nicht gesehen; und daß sie nun abreisen sollte, ohne ihm ein freundliches Lebewohl gesagt zu haben, erschien ihr doch zu wenig freundschaftlich. Sie meinte, sie wäre ihm das nach ihrem

fast täglichen Verkehr schuldig. Daß sie auch ihr Herz hinzog, hatte sie sich gegenüber nicht Wort.

Pflichtschuldigst teilte sie aber vorher ihrem Mann ihr Vorhaben mit; sie war nicht die Frau der heimlichen, inkorrekten Handlungen. Er war sehr damit einverstanden, trug ihr Grüße auf und ließ sagen, daß er in den nächsten Tagen einmal vorsehen wollte. — Sie schickte den Diener hinauf und ließ fragen, ob Herr Fortunat sie empfangen könne, so lange blieb sie im Wagen mitten unter ihren Blumen, und als sie bejahenden Bescheid erhalten, raffte sie alle zusammen und verschwand seidenrauschend und duftend im Hausflur, ohne acht darauf zu geben, ob und wer sie vielleicht sah, oder sich noch über den Wagen, der vor Fortunats Wohnung halten blieb, wunderte.

Fortunat empfing Maud in der geöffneten Thür.

„Gnädige Frau,“ stammelte er, heiß erregt. „Meine liebe gnädige Frau!“

Dabei küßte er feierlich ihre Hände, eine nach der anderen. Sein hübsches Gesicht war ganz blaß

von der Krankheit und der augenblicklichen Bewegung.

„Hier bringe ich Ihnen einen Frühlings- und Abschiedsgruß ins Haus, Sie Armer," sagte Maud lächelnd und bot ihm ihre duftige Last. „Ist denn Ihr Hals immer noch nicht besser? Sie haben mir so gefehlt die letzte Zeit."

Er sah sie an. Sein Gesicht war nicht mehr blaß jetzt, sondern rot überflammt, sein Puls ging heftig. „Fieber!" würde der Doktor gesagt haben. —

Sie waren hineingegangen, und Maud begann die Blumen in eine sehr schöne venetianische Krystallvase zu ordnen, dabei warf sie ein paar Blicke in dem Raum umher. Es war das erste Mal, daß sie ihn wieder betrat seit damals mit Luzie und Emil, nun fast ein Jahr her. Sie dachten beide daran, beide mit einer gewissen stillen Reue.

„Wie soll ich Ihnen danken, gnädige Frau, daß Sie zu mir gekommen sind," sagte Fortunat endlich mit halber Stimme. „Jeden Tag fürchtete ich, Sie könnten abreisen — es könnte Ihr letzter hier sein —

und ich würde Sie dann nicht wiedersehen vorher! Alle Tage peinigte ich den Doktor, und morgen wäre ich ohne seine Erlaubnis gekommen."

„Morgen bin ich fort," sagte sie und klopfte die Handschuhe gegeneinander, um Blätter und Feuchtigkeit zu entfernen, ehe sie sich niederließ. „Aber ich wollte vorher doch einen herzlichen Händedruck mit Ihnen tauschen, ehe ich gehe. Drei Monate ist eine lange Zeit."

„Ja, die Stadt wird leer!" meinte er und sah nachdenklich auf den Teppich.

Sie sah ihn schalkhaft an.

„Weil ich gehe? Ach, Fortunat, nur der Gegenwärtige hat Rechte."

„Das dürfen Sie mir doch nicht sagen, gnädige Frau!" — Und nach einer Pause setzte er hinzu: „Es ist also bei der Schweiz geblieben?"

„Ja. — Offen gestanden, ich grause mich etwas vor der ersten Zeit, so unbekannt und allein. Ich bin eine gesellige Natur."

„Sie werden bald Gesellschaft finden."

„O versteht sich, aber ob sie mir behagt, das ist die Frage. Konnten nun Sie und Tino nicht mitkommen? Ich hatte mir das so nett gedacht, und es wäre auch so geworden.“

„Gnädige Frau,“ sagte er etwas stotternd, zog eine Rose aus dem Glase und spielte mit ihr. „Wenn mich nun der Arzt auch auf Reisen schickt! Wenn ich zufällig nach der Schweiz käme . . . wenn ich Sie aufsuchte . . . würden Sie das unpassend finden?“

Sie hob ganz langsam den Blick und sah ihn flüchtig an.

„Ich weiß nicht. Es ist wohl besser nicht!“

„Aber nur zehn — vierzehn Tage! Nur eine einzige kleine Reiseunterbrechung —“ bettelte er; und wenn er das that, war er eigentlich ganz unwiderstehlich, denn es lag dabei etwas so Kindliches, ans Herz Greifendes in Ton und Blick, daß man kaum den Mut zu einem Nein hatte.

Maud sah von ihm fort in die Blumen hinein die sie sich näher zog.

„Tino hat es mir ja auch schon vorgeschlagen," sagte sie mit hartem Ton.

„Nun also!! —" Seine Augen leuchteten glückselig auf. — Sie sprang empor.

„Ja, aber begreifen Sie denn das nicht . . . weil er es gethan, darum kann ich doch nicht . . . es ist doch im Grunde genommen unerhört!" Ihre Stimme, zuerst zornig, senkte sich bei den letzten Worten, sie zitterte sogar etwas, und dabei vermied sie seinen Blick.

Er hatte den Kopf gesenkt. Die Nähe der Frau, die er liebte, in seiner Behausung, der Blumenduft berauschte ihn, und dabei krampfte doch ein furchtbares Weh sein Herz zusammen, so daß er hätte weinen mögen.

Sie riß hastig einen Handschuh ab und zerdrückte mit den Fingern das Batisttuch. Ihr Gesicht hatte sich leicht gerötet.

„Es ist ja eigentlich Unsinn," sagte sie dann ruhig wie nach dem Abschluß einer langen Gedankenreihe. „Sind wir in der Schweiz etwa andere

Menschen als hier? Doch gewiß nicht! Wenn Sie also wollen, kommen Sie mir ruhig nach."

Er nahm ihre Hand und küßte sie, aber er sagte kein Wort. Die große Glückseligkeit, die ihn zuerst durchflutet, war fort.

Sie begann zu plaudern, bald von diesem, bald von jenem, es lag ihr daran, eine recht heitere, harmlose Stimmung herzustellen und festzuhalten, als er das merkte, half er ihr mit feinem Takt.

„Aber ehe ich gehe," sagte sie nach einem Blick auf die kleine Gürteluhr, „möchte ich doch noch Ihr Atelier sehen. Sie verweigerten uns damals den Eintritt. Oder wird es auch entweiht dadurch wie bei uns?"

„Für Sie, gnädige Frau, ist es jederzeit offen."

Sie stand schon auf der Schwelle, jetzt wandte sie ihr lachendes Gesicht über die Schulter zurück ihm zu.

„Also auch bei Ihnen Beschränkung! Das ist ja schrecklich."

In einer Ecke stand, von einem Tuch verhüllt,

etwas, dem man nicht ansehen konnte, was es war, darauf hefteten sich Mauds neugierige Augen.

„Darf ich?“ fragte sie und machte ein paar Schritte darauf zu.

Er hielt sie zurück. „Nein! Das ist in Wahrheit mein Heiligtum, mein Altar, an dem ich bete, die einzige Stelle in der Welt, an der ich kniee — lassen Sie mir mein Geheimnis.“

Er hatte sehr erregt gesprochen, man sah, es war ihm Ernst, denn mit seinen Worten flehten seine Augen heiß und leidenschaftlich. Eine Ahnung, was dahinter verborgen sein konnte, kam ihr und durchschauerte sie, sie holte tief Atem.

„So zeigen Sie mir etwas anderes!“ Ihre Stimme klang gepreßt, und ihr Herz schlug, sie vermied sein Gesicht anzusehen.

„Ja. Hier!“

Er zeigte auf eine kleine Gruppe. Venus, die dem heulenden Amor seine Pfeile zerbricht. Die beiden Fäustchen in die Augenhöhlen gedrückt, stand

der kleine Bengel, ein Urbild zorniger Beschämung, da, und auch Venus schien böse.

Maud lachte laut auf. — Welch köstlicher Humor in der kleinen Gruppe, wie urdrollig alle Figürchen, und daneben welch eminente Kunst im kleinen. —

„Ich habe noch nie so etwas Reizendes gesehen," sagte sie und schlug die Hände wie ein Kind zusammen. „O, wie entzückend das ist! Fortunat, weshalb sind Sie so bescheiden?"

Er lachte. „Ich taxiere meinen Wert vollkommen richtig — und deshalb, gnädige Frau — deshalb kann ich auch nach der Schweiz kommen."

„Ja," sagte sie und gab ihm die Hand. „Aber sagen Sie, würde es Sie auch stören, wenn eine Frau — Ihre Frau — um Sie wäre, während Sie arbeiteten?"

Seine Augen nahmen einen sehnenden Ausdruck an.

„Nein, gewiß nicht. Ich denke, das Bewußtsein würde mich beglücken, mich erheben — es käme freilich auf die Frau an."

„Nun — Sie müßten sie lieb haben.“

„Dann — ja dann —“ sagte er leise.

Sie wandte sich rasch um.

„Kommen Sie jetzt, lieber Freund, es wird spät, ich will nach Hause. Eine Blume schenken Sie mir, nicht wahr? Und nun auf Wiedersehen! Auf frohes Wiedersehen, wo es auch sei, ob hier oder in der Schweiz.“

Er küßte ihre Hand, und sie ging davon, nur ein kaum merkbarer, undefinierbarer Hauch ihrer Persönlichkeit blieb in der Luft zurück.

Fortunat warf sich auf den Diwan und verbarg das Gesicht in den Händen.

Er war ja schwer, dieser tägliche Kampf mit sich selbst, dennoch hätte er ihn kaum entbehren mögen, schloß er doch gleichzeitig die Nähe der Geliebten in sich. Aber nun ging sie fort — auf Monate sogar! Eifersucht und das Gefühl tödlicher Verlassenheit nahmen Besitz von ihm und machten ihn ganz unglücklich. — Aber ehe sie ging, hatte sie an ihn gedacht. Sie war bei ihm gewesen, ihre Rosen dufteten

zu ihm herüber! — Er sprang auf, nahm die Vase und setzte sie vor die Säule, die den verhüllten Gegenstand trug, als opferte er mit den reizenden Kindern Floras. Dann zog er das Tuch herab. Mauds Büste schaute ihm entgegen, sprechend ähnlich, so wie er sie immer vor sich sah, im Schlafen und Wachen, so wie er sie liebte. —

„Ich kann ihr ein Vierteljahr nicht fern bleiben, ich kann es nicht! Gott helfe mir!“ dachte er mit einem tiefen Seufzer. —

Sechstes Kapitel.

Maud war abgereist! — In den Prunkzimmern waren die Möbel in weiße Stoffbezüge gesteckt und die Kronen verhangen; die Dienerzimmer und Küche lagen da wie ausgestorben, denn Nina hatte ihre Herrin begleitet und das andere Personal war teils beurlaubt, teils entlassen.

Auf den Zehenspitzen, als fürchte er Gespenster zu wecken, schlich Martin Heeken durch die stillen Räume und sah sie in ihrer Verzauberung mit einem Ausdruck stolzer Genugthuung an. Wie oft hatte er sich in ihnen quälen müssen, wie oft heimlich mit den Zähnen geknirscht, nun lag eine Zeit goldener Freiheit vor ihm, die er ausnutzen wollte bis zum Äußersten; sie mochten hier gebannt zurückbleiben,

und all der Luxus mit ihnen, den er so aus Herzensgrund verabscheute.

Morgen wollte auch er fort, zu Fuß in das Gebirge. Nichts mitnehmen als das Unentbehrlichst und sein eigenes Selbst suchen, das ihm unter al diesem Tand, diesem Wust von Äußerlichkeiten ganz verloren gegangen war. Er hatte so einen tiefinnern Ekel vor allem, was er hier zurückließ, daß er sich auch vor Emil verleugnete, als dieser am Nachmittag gekommen war, wahrscheinlich um ihn wieder zu einer Abendkneiperei anzuregen und ihn dabei kalt lächelnd um seine Entwürfe zu bestehlen. Er wollte keins von beiden mehr! Der alte Martin Heeken regte sich wieder in ihm, und nur nach dem sehnte er sich.

Seiner Mutter sagte er nur ein flüchtiges Lebewohl, morgen kam ja die Ev', da war für sie gut gesorgt. Außerdem wollte er ja nicht lange bleiben. Nur erst einmal die Seele rein baden, und dann arbeiten — dann würde er es können, allein und frei wie er war, das fühlte er.

Es dämmerte kaum, als er schon sein prächtiges Haus verließ, durch das Atelier die Hintertreppe hinunter, im Wollhemd und dem ältesten Anzug, ohne Kragen und Manschetten, mit derben Schuhen und Stock, möglichst aller Kulturanforderungen ledig; und so glücklich war er dabei, daß er fast einen lauten Juchzer gethan hätte. — —

Acht Tage wollte er fortbleiben — vier Wochen waren schon vergangen. Den Arbeitseifer, der ihn wieder gepackt hatte nach der langen Zeit der Muße, zügelte er wie ein raffinierter Sybarit den Appetit, um ihn immer gewaltiger in sich emporwachsen zu fühlen, aber nun ging es nicht länger, er mußte nach Hause, um jeden Preis.

Bestaubt, sonnenverbrannt, einem Fechtbruder im Aussehen ähnlicher als dem Mann einer reichen Frau, langte er eines Abends an. Er hatte sich tüchtig ausgelaufen, sein kräftiger Körper fühlte sich gestärkt, leichter kreiste das Blut in seinen Adern.

Todmüde warf er sich auf sein Bett und schlief traumlos und friedlich. Als er am nächsten Morgen

früh aufstand und sich, salopp gekleidet, wie seit seiner Verheiratung niemals, in sein Atelier begeben wollte, sah er, nachdem er leise die Thür geöffnet, in dem Vorraum die Gestalt eines weiblichen Wesens stehen, ihm den Rücken kehrend und eifrig Staub wischend. Sie trug ein kleingewürfeltes Kattunkleid ohne Besatz, kurze Ärmel und eine weiße Schürze, die fast den ganzen Leib bedeckte. Ihre Bewegungen waren von auffallender Plastik; die runden, weichen Formen der Hüften und Schultern traten bei jeder Drehung und Wendung des Oberkörpers prächtig hervor. Sie hatte blondes, glattgescheiteltes Haar und im Nacken aus dicken Zöpfen ein Nest gesteckt.

Martin Heeken blieb lautlos stehen und betrachtete das lebende Bild vor sich. Seine Augen, besonders geschärft durch all das schöne Natürliche, das er gesehen, erfreuten sich daran. Dabei fragte er sich gar nicht, wer es sein könne, der zu so früher Stunde schon auf und fleißig war, aber allmählich erwachte ihm eine Erinnerung, zuerst verschwommen, dann deutlicher — immer deutlicher.

„Eva!“ rief er laut aus.

Sie schrie auf und ließ das Bronzegefäß, das sie in den Händen hielt, fallen. Vor Schreck zitternd, stützte sie sich auf den nächsten Stuhl und wandte ihm ihr erblaßtes Gesicht zu.

„Jesus — der Martin!“ sagte sie tonlos.

Er kam näher.

„Ev', Ev', was ist denn aus Dir geworden! So ein schönes, frisches Mädel!“ Seine Augen leuchteten ordentlich. „Ich habe Dich ja gar nicht erkannt im ersten Augenblick.“

Sie lächelte etwas unsicher.

„Aber Du weißt doch, daß ich hier bin — bei der Mutter.“

„Freilich weiß ich's. Aber in so einem Getriebe den ganzen Tag, da vergißt man's.“

Sie war jetzt dunkelrot geworden, man sah es deutlich auf ihrem Gesicht, daß sie etwas bedrückte, so daß sie gar nicht acht gab auf das, was er sagte.

„Aber was hast Du denn, Eva?“ fragte er,

faßte sie unter das Kinn und hob ihr Gesicht in die Höhe. „Wie siehst Du denn auf einmal aus?“

Sie schlug scheu die Augen nieder.

„Der Schreck —“ murmelte sie — „ich hab’ es vergessen — — Du mußt nicht böse sein . . .“ Sie hielt sich erschrocken den Mund zu und sah ihn hilflos an.

„Was hast Du, Eva? Jetzt will ich es wissen!“

Den kurzen, kommandierenden Ton kannte sie noch genau aus ihrer gemeinsamen Jugendzeit, sie hatte sich ihm immer gebeugt; daß er ihn inzwischen völlig verlernt, konnte sie nicht wissen, aber ihr gegenüber fand er ihn auch sofort wieder.

Ihre Augen füllten sich mit Thränen.

„Einem feinen Herrn mit einer Frau und so viel Geld kann ich doch nicht mehr ‚Du‘ sagen — ich bin ja nur ein armes Dienstmädel geblieben,“ sagte sie endlich resolut und wischte sich die feuchten Wimpern.

Er lachte auf.

„Närrisch bist Du, Ev’!“ Er sah an sich her-

unter. „Sehe ich denn aus wie ein feiner Herr? Will ich ein feiner Herr sein? Möchtest wohl gar ‚Gnädiger‘ zu mir sagen?“

Sie lachte nun auch.

„Ach, Martin . . .“ dabei betrachtete sie ihn von Kopf bis zu Fuß, „was bist Du doch anders geworden! So fein — und so — so — —“ sie hatte hübsch sagen wollen, verschluckte es aber im letzten Augenblick. „Na, halt ein Herr,“ schloß sie.

Er lachte wieder.

„Du, Ev', das ist nicht wahr! Aber nun sag mal, wie gefällt es Dir denn hier? Macht Dir die Alte nicht das Leben sauer?“

Sie sah sehr entrüstet aus.

„Geh, Martin, wie magst Du so reden? Es ist doch Deine Mutter. Aber wir vertragen uns ganz gut zusammen. Und ein Glück war's, daß ich gleich die Stelle fand, als meine Gräfin gestorben war. Denk nur, die Eltern können doch nicht so ein großes Ding mitfüttern, wie ich bin, und zu allen Leuten mag ich nicht, und mein Sparkassenbuch doch

auch nicht angreifen. — Warum sollt es mir bei Euch nicht gefallen? Höchstens ein bißchen mehr Arbeit wünsche ich mir.“

Sie wandte sich wieder ihrer Beschäftigung zu, und er warf sich auf die Chaiselongue und sah ihr zu. Auf einmal lachte sie laut auf.

„Gelt — Martin, das ist doch mal spaßig! Wir zwei hier in diesem feinen Zimmer, und Du der Herr drin, liegst auf dem Sofa, brauchst gar nichts zu thun, wenn Du nicht willst — und ehemals hattest Du oft keinen Bissen Brot, und ich teilte mit Dir.“

Er sah sie an wie sie leiser vor sich hinlachte, so daß sich die Grübchen noch immer in ihren Wangen vertieften, über die er früher so viel gespottet hatte, und die er jetzt entzückend fand. Etwas ganz Neues, Unbekanntes schwellte ihm das Herz. Er glaubte es wäre die Sehnsucht nach der Jugend, der zügellosen, sorglosen Freiheit, weil es so süß war, darum seufzte er etwas und sagte:

„Es war doch schön, Eva, nicht?“

Sie stellte sich neben ihn und stemmte einen Arm in die Seite; keine feine Pose, aber sie kleidete es.

„Ich weiß nicht, Martin. Ich meine jeder neue Tag ist schöner als der vergangene! Ich bin gar so glücklich! Alle Leute mögen mich gern und sind gut zu mir — ich freue mich, daß die Sonne scheint, daß es regnet, daß ich gesund bin. Es ist ein so viel herrliches Leben.“

Er sah sie immerfort an, wie sie sprach, wie sich in ihrer gesundheitsstrotzenden Erscheinung so recht die harmlose Lebensfreude verkörperte, von der sie sprach, und ein Funke davon sprang auch auf ihn über, der Bestätigung suchte in der so lange vernachlässigten Arbeit. Er richtete sich auf.

„Warst Du schon da drinnen, Ev'?“ fragte er, auf die Thür des Ateliers zeigend.

Sie nickte. „Du wirst kein Stäublein finden, Martin.“

„So meine ich es nicht. Wie gefällt es Dir?“

Sie machte ein ganz erschrockenes Gesicht.

„Was versteh ich denn davon! So ein dummes Ding wie ich bin! Aber wenn ich so lange drauf hinschau, dann wird mir eigen zu Mut. Halb fromm, halb traurig, und einen Respekt habe ich davor, das kann ich Dir gar nicht sagen, und darum auch vor Dir, der Du das alles zu machen verstehst . . .“

Sie hatte zum Schluß leiser gesprochen und schwieg jetzt ganz, denn offenbar hörte er nicht mehr zu; mit starken Schritten ging er in sein Atelier, aber er machte die Thür nicht fest zu, noch weniger verschloß er sie wie sonst. Daß Eva nebenan war störte ihn nicht, im Gegenteil, wenn es ihm zum Bewußtsein kam, empfand er es nur wohlthuend.

Halb fromm, halb traurig hatte sie gesagt. Das gefiel ihm, und nun wollte er wieder etwas schaffen, was das auch verdiente, oder noch mehr, und dann wollte er sie fragen, wie ihr bei dem Anblick zu Mute war.

Merkwürdig, wie ihm auf einmal die Arbeit von der Hand ging! Freude und Befreiung war sie für ihn. —

Um Mittag klopfte es leise an seine Ateliertühr, Eva rief ihn zum Essen.

Wie früher trocknete er nur die Hände an dem groben Handtuch, und in seinem Wollhemd, unfrisiert und unrasiert ging er hin zu seiner Mutter, den Kopf voll von seiner begonnenen Arbeit, mit eigentümlich leuchtendem, verinnerlichtem Ausdruck in den Augen. Schweigend aß er was man ihm vorsetzte, ohne darauf zu achten, was es war, schweigend ging er, denn niemand wagte ihn zu stören.

Erst am Abend kam er wieder, heiß, salopp, überarbeitet, aber er kam mit einem Gefühl von friedlicher Glückseligkeit, wie er es noch nie in seinem Leben kennen gelernt hatte.

Es regnete draußen, leise und lind, als bereite der Himmel seinen Geschöpfen liebevoll ein laues Bad. In Frau Heekens Stube standen die Fenster weit auf, das hatte Eva durchgesetzt, und die beiden Frauen saßen am Tisch mit der Lampe, grobe

schwere Strickzeuge in der Hand. Als Heeken eintrat, erhob sich Eva geschwind.

„Gelt, Du bist hungrig, Martin, ich hab' Dir aufgehoben. Da setz Dich her und iß."

Sie deckte geschwind den halben Tisch mit einem weißen Tuch, dann holte sie das Essen, einfache Hausmannskost, Gemüse, Kartoffeln und Fleisch in einem Topf gekocht, aber Heeken glaubte, noch nichts Delikateres gegessen zu haben. Er aß wie ein Wolf. Die Alte sah ihm zu und schmunzelte.

„Ja, die Eva kocht gut," sagte sie dann, mit den Lippen schmatzend. „Was sie bei Euch immer zurecht machten, das konnte ja kein Christenmensch essen! Die Köchin brachte mir manchmal ein Töpfchen voll, aber dabei wäre ich verhungert."

Auch ihrem Sohn schien es, als habe er seit langer, langer, undenklich langer Zeit zum ersten Mal wieder nach seinem Geschmack gegessen, und er nickte der Eva zu.

„Was Du für schöne Arme hast!" sagte er auf einmal unvermittelt und blickte darauf hin, die,

schön geformt, weiß und voll sich aus den kurzen Ärmeln heraushoben. „Wirklich, Eva, schöne Arme!"

Sie runzelte die Stirn.

„Mußt mich nicht verspotten," sagte sie ärgerlich.

Er stand auf und setzte sich auf die Tischecke neben sie.

„Ich spotte nicht! Ich als Bildhauer muß das doch wissen! Schöne Arme!" Und er strich mit dem Finger über das weiche, warme Fleisch.

Eva stand auf und machte sich am Herd zu thun, die Alte griente und rief ihr nach: „Bist ein dummes Ding, Du! Der Martin ist ja ein verheirateter Mann."

Sie freute sich im stillen, daß das Mädchen dem Sohn gefiel, das würde seine Frau, dies häßliche, magere Geschöpf in ihren Augen, kränken müssen, und sie nahm sich vor, die Eva auf Kosten dieser gehaßten Schwiegertochter herauszustreichen wie es nur ging.

Sie sollte sich grün und gelb ärgern dieses Weib, das nicht einmal gestatten wollte, daß die Dienstboten des Hauses für sie sorgten und sich um sie kümmerten. Grün und gelb! Darin gipfelte ihre Rachsucht.

Stecken würde ihr das schon jemand. — Und wenn dann die junge Frau zornig und unglücklich sein würde, dann wollte sich die Alte heimlich ins Fäustchen lachen.

Weitere Kombinationen ließ ihr enger Verstand nicht zu. Daß sie vielleicht auf diese Weise den Ast absägte, auf dem sie saß und es sich wohl sein ließ, fiel ihr gar nicht im Traum ein. Daß Maud fortgehen und ihr Geld mitnehmen könne, daran dachte sie gar nicht, sie hatte nur den einen Wunsch, sie zu ärgern mit allen Mitteln, die ihr zu Gebote standen.

Draußen hatte es mittlerweile aufgehört zu regnen. Eine wundervolle weiche, dunkle Sommernacht blieb zurück. An die eine Seite des Ateliers stieß der Park, den Maud mitgemietet, aber kaum jemals benutzt hatte. Es war auch eigentlich eine

etwas euphemistische Bezeichnung, denn der Raum war nur klein, mit einer Laube, einem paar Blumenrabatten und einigen alten Bäumen, aber es war doch wenigstens grün und luftig da draußen.

„Willst Du mit hinunter kommen, Ev'?" fragte Martin aufspringend, indem er sich reckte und dehnte. „Hier ist es heiß."

„Nein, danke schön."

„Gehst gleich mit?" zeterte die Alte. „Was bist Du für ein ekliges Ding! Wenn doch der Martin noch so gut sein will und Dir alles zeigen."

Sie sah ihn zweifelnd an, er lächelte ruhig. „Kannst dreist mitkommen," sagte er.

Sie gingen nebeneinander durch den Garten, immer auf und ab, schweigend. Die Eva hielt ihre Arme mit den Händen umklammert.

„Brauchst mir nicht böse sein," sagte Martin endlich, „das ist keine Schand, wenn man jemand sagt, daß er etwas Schönes hat."

„Ich höre es aber lieber nicht."

„Meine Frau, siehst Du, hat mich wohl nur genommen, weil ich ihre Hand schön fand.“

Eva blickte auf die ihrigen und versteckte sie hastig.

„Deine Frau,“ sagte sie kurz, „das ist etwas anderes. Solche feinen Damen können viel anhören, aber so ein armes Dienstmädel, das brav bleiben will, nicht.“

„Ich sage es nicht wieder,“ versprach er.

Sie sah ihn freundlich, fast zärtlich an.

„Erzähle mir nun von Deiner Frau, Martin, ich fürchte mich beinahe vor ihr.“

Er zog die Stirn in Falten.

„Meine Frau, — ja, das ist so — ich weiß nicht, was ich Dir von der erzählen soll — wirst ja selber sehen, Eva.“

Sie seufzte. „Ich habe grausame Furcht — meine Gräfin war immer so gut zu mir. — Hast Du sie denn lieb, Martin?“

Sie sah mit so ehrlichen Augen zu ihm empor, er wußte auf einmal deutlich, daß er seine Frau nie lieb gehabt hatte, nie lieb haben würde.

„Weiß nicht!" sagte er kurz.

Da lachte sie unbändig.

„Du Narr, Du! Ob man jemand lieb hat, das weiß man schon — ich würde es schon wissen."

Es verschlug ihm sekundenlang den Atem.

„Hast Du jemand lieb, Ev'?"

„Nein!" sagte sie geschwind, und die ehrlichen Augen sahen ihn wieder an. „Nein — gewiß nicht, Martin." — — —

Was für eine wunderliche Zeit begann jetzt für Heeken! Er begriff nicht, woran es lag, daß ihm die Arbeit plötzlich so gewaltig von Händen ging, daß ihm alles gelang, was er nur anrührte! Und dabei doch nicht ein so völliges Konzentriertsein auf seine Gedanken, wie im vorigen Jahre bei seiner Gruppe, vielmehr eine stille, innere Glückseligkeit, ein ausruhendes Behagen trotz alledem.

Oft stand er in Nachdenken und Prüfen versunken vor seinem neuen Werk, aber jedesmal sagte er sich, daß es gut war, gut werden würde.

Ein lebensgroßer nackter Mann mit gefesselten

Armen zwar, aber eben im Begriff, diese Fesseln zu zersprengen. Man sah es an den bis zum Zerreißen gespannten Muskeln, den straffen Adern, daß er sein Leben an seine Freiheit setzte, man wußte aber auch, daß es ihm gelingen werde. Aus den weit aufgerissenen Augen zuckte schon ein erster Strahl des Sieges, aus den geblähten Nüstern sprach die trotzige, unzerstörbare Kraft des Ringenden.

Schon jetzt, obgleich noch lange nicht fertig, sah man, daß es ein Meisterwerk war, was er da gestaltete, und machmal hob er den heißen Kopf und blickte von dieser Arbeit auf die Schlange und drohte ihr mit der Faust, als wäre sie schuld an der Qual der ganzen letzten Zeit.

Und dann, wenn er müde war, ging er hinüber zu seiner Mutter, um auszuruhen. Nicht etwa, daß er plötzlich Genüge an dem unaufhörlichen Geklatsche gefunden hätte, mit dem sie ihn neuerdings empfing, er achtete meist gar nicht auf sie, aber — da war Eva — — Es gab Tage, an denen er kein Wort mit ihr sprach, nur allein ihre Nähe

brachte ihm ein Gefühl von Frische und Frieden. Und sie war immer gleich freundlich, gleich heiter und lebensfroh, ob die Alte auch manchmal, ihrem Charakter gemäß, mit ihr zankte, oder Tag um Tag verging, ohne daß sie herauskam zu irgend einer Unterbrechung ihres einförmigen Lebens, wie es doch ihrer Jugend zukam. Sie schien gar keine Sehnsucht danach zu haben. Und umsorgt fühlte sich Martin, ohne daß er so recht wußte wie oder wo, wie noch nie in seinem Leben, obgleich er Gattin und Diener sonst besaß und jetzt das ganze Haus wie ausgestorben dalag, als wäre es Dornröschens Schloß. —

An einem Montag, morgens als er aufstand und keine besondere Schaffenslust fühlte, denn es war sehr heiß, wandelte ihn einmal die Lust an sich in seinen eleganten Sachen zu zeigen. Nicht etwa, daß er Eva damit imponieren wollte, es war vielleicht nur das heimliche Behagen dabei, sich alles dessen wieder nach Lust und Laune entledigen zu können.

Im blauseidenen Hemd und Sammetjackett trat er bei seiner Mutter ein.

„Jesses der Martin!“ sagte Ev' ganz erschrocken, stand auf und schüttete das junge Gemüse, das sie putzte, unachtsam auf den Boden. Er kam ihr so fremd vor, auf einmal herausgerückt aus ihrer Sphäre, ein anderer geworden, und das that ihr ordentlich am Herzen weh.

„Ja, das gefällt Dir!“ meinte er lächelnd und setzte sich auf den Stuhl am Fenster.

„Nein, das gefällt mir nicht!“ Ihre Stimme klang traurig, sie wußte es vielleicht gar nicht.

„Aber warum denn nicht, in Gottesnamen? Ich denke alle Weiber sind für Putz und Staat.“

Sie sammelte am Boden ihr Grünzeug und das Messer zusammen, im Gesicht flammendrot.

„Kann schon sein, aber ich nicht. Weißt Du, so bist Du mir eben nicht der Martin, den ich kenne und gern gehabt habe seit meiner Kindheit.“

„So? Gern hast Du mich gehabt?“ wiederholte

er nachdenklich und trommelte mit den Fingern auf dem Fensterbrett.

Sie putzte eifrig. „Ja, warum denn nicht," sagte sie so nebenhin. Eine Weile schwiegen sie, dann fing Eva wieder an. „Man meint manchmal, in solchen Kleidern stecke ein eigenes Leben. Ich hab' auch eins von meiner Gräfin geschenkt bekommen, das ist mordsfein! So viel Spitzen und Bänder, und der Stoff so zart. Ich habe mich auch sehr gefreut, aber am liebsten sehe ich es doch im Schrank an; wenn ich es einmal anziehe, dann ist es, als ob mir die Gräfin mit in die Glieder gefahren ist, ich bin gar nicht wie sonst, kann mich kaum trauen zu rühren — aber hierin —" sie hielt einen Zipfel ihres einfachen Waschkleides hoch, „hierin bin ich die echte Eva, die arbeiten kann und sich freuen kann beim Geringsten."

„Hast recht," meinte er, blickte an sich herunter und schämte sich beinahe. „Wir sind nicht dahinein geboren; für die mag es anders sein." Dann ging er in sein Zimmer und zog seine alten Kleider wieder

an, ganz verächtlich schleuderte er das seidene Hemd beiseite. Eva nickte ihm freundlich zu, als er zum Essen kam, so war er ihr wieder der alte.

Aber die Hitze draußen machte sich besonders unangenehm in den Zimmern der alten Frau geltend, sie selber saß nickend auf ihrem Stuhl, und Eva blies mit vollen Backen Luft von sich und strich sich träge über das erhitzte Gesicht.

„Was sitzest Du auch hier den ganzen Tag," sagte Martin endlich gähnend, „komm mit ins Freie, kennst so wie so noch nichts von allem, was schön ist, armes Ding Du."

Sie sah ihn mit aufleuchtenden Augen an. „Ach Du, das wäre aber einmal schön! Wo denn hin?"

„Ganz egal. Wo man einen Atemzug frischer Luft hat und womöglich Wasser dazu."

„Herrgott, wär das — aber Du wirst nicht dürfen — Deine Frau . . ."

Er lachte. „Hat meine Frau nicht dasselbe auf ihre eigene Hand? Darum, Ev', brauchst Du Dich nicht grämen. Willst Du?"

„Ob ich will," lächelte sie mit strahlenden Augen.

Die erwachte Alte keifte vor sich hin, sie wollte nicht allein bleiben, aber Martin wehrte sie ab.

„Seid nicht so närrisch, Mutter! Und Du zieh Dich an, Ev', aber fix, fix."

„Soll ich mich fein machen? Das Gräfinnenkleid?" forschte sie schelmisch.

„Nein; ich nehm lieber die Ev' mit, die ich kenne."

Sie lachte. „So geh ich auch lieber mit Dir, Martin. Wir zwei passen doch eigentlich sehr gut zu einander." Sie erschrak wohl etwas, und in dem Gedanken, er könne es am Ende übel nehmen, daß sie so oft die große Kluft zwischen ihnen vergaß, setzte sie schnell hinzu: „Natürlich weiß ich es recht gut, Du thust nur mir zu Gefallen so, Martin, damit ich mich nicht vor Dir genieren soll, aber gut ist's darum doch von Dir, sehr gut."

Er sah ihr ganz verdutzt nach. Bildete sich Eva wirklich ein, er könne sich aus dem ganzen Krempel

etwas machen? Das erschien ihm lächerlich. Absolut lächerlich! Er wollte es ihr auch sagen. Aber als sie so nebeneinander den ganzen Nachmittag und Abend im Grünen umherschlenderten, nebeneinander zwar, aber ohne sich zu berühren, da war er so glücklich, hatte so absolut alles vergessen, was ihn zu Hause je bedrückte, daß er mit keinem Gedanken daran dachte.

Es war ein sehr primitives Vergnügen, das sie genossen. Jede nur etwas verwöhnte Frau würde sich dafür bedankt haben. Martin hatte sich das Bewußtsein, daß er Geld, viel Geld besaß, noch gar nicht zu eigen gemacht, er hielt an seinen Gewohnheiten fest, die ihn immer Knappheit und Sparsamkeit gelehrt hatten. Daß er einen Wagen nehmen konnte und fahren, wo die Mittellosigkeit zu Fuß lief, daß er teuren Wein trinken und sich das Leben leicht machen konnte, daran dachte er nicht. Er lief zu Fuß und trank billiges Bier wie die andern. Eva war es zufrieden, sie kannte es nicht anders, und zudem kam sie heute zum ersten Mal seit all ihren

Dienstjahren in das Freie. Sie hatte keine Bekannte besessen, die sie etwa mitgenommen, und allein wagte sie keinen größeren Ausflug. Ihr Herz quoll über vor Dankbarkeit gegen Martin.

Und dann war es so schön hier am Wasser unter den alten Bäumen, so friedlich und still in der sinkenden Dämmerung, daß Eva ganz verstummt war, obgleich sie sonst in ihrer munteren Art genug geplaudert und gelacht hatte, ohne das viele Schweigen ihres Nachbarn befremdlich oder beleidigend zu finden. So war er ja immer gewesen, schon als Kind.

Sie saßen abseits von den andern, im Winkel versteckt, und Eva überkam es plötzlich wie heiße Rührung, ganz leise stahl sie ihre Hand in diejenige Martins.

„Ich danke Dir auch viel tausendmal, daß Du mich mit hergenommen hast, und daß Ihr alle so freundlich gegen mich seid, Du und die Mutter."

Er gab keine Antwort, aber er hielt ihre Hand fest, und obgleich sie weder schmal noch weiß und weich, wie diejenige seiner Frau war, durchströmte

ihn ein ungekanntes, seliges Gefühl von Wohlbehagen.

„Mein Himmel, Heeken! So wahr ich lebe, Heeken!“ sagte in diesem Augenblick die näselnde Stimme Emil Quensels, und der Engel des Glücks, der einen Augenblick über den beiden geschwebt, entfloh schleunigst. „Du bist also schon zurück? — Aber nicht allein, wie ich sehe — Pardon — stören wollte ich nicht.“

Er warf einen unverschämten, prüfenden Blick, dessen Bedeutung Heeken glücklicherweise nicht verstand, auf Eva, die ihre Hand schnell aus derjenigen Martins gezogen und rot und verlegen dasaß.

„Warum solltest Du denn stören?“ fragte dieser ruhig. „Wir sitzen hier ja frei — offen vor aller Welt.“

Emil räusperte sich, gerade das fand er ja so bodenlos unverschämt.

„Willst Du mich dann der Dame vorstellen?“ sagte er sehr seriös.

„Ach, vorstellen! Hat sich was!“ brummte

Martin. „Das ist die Eva Leitner aus meinem Dorf, mit der ich groß geworden bin, und Du, na, Du bist halt auch so ein Bildhauer.“

„Außerordentlich formvoll und schmeichelhaft,“ lachte Emil. „Das muß ich sagen! Aber Du bist nun einmal ein Original. Gestatten Sie mir, mich zu setzen, Fräulein Eva?“ Er lüftete den kleinen grauen Filz mit der Grandezza eines alten Nobile. Sie nickte stumm, aber auf ihrem Gesicht war deutlich zu lesen, daß es ihr nicht angenehm war. Der Fremde hatte eine so zudringliche Art, sie anzusehen.

Emil war ganz entzückt von der frischen, kraftstrotzenden Schönheit Evas. — „Der Heimlichthuer — der Leisetreter,“ dachte er unablässig. „Kaum dreht die Frau den Rücken, holt er sich seine Liebste her, zeigt sich mit der öffentlich. So eine Frechheit! — So eine beispiellose Frechheit! Ja, der Bauernbengel hat es in sich! Viel zu schade ist das Mädel für ihn, viel zu schade, wie auch die Frau!“ Und er beschloß, da er bei Maud keine Aussicht sah, hier wenigstens zu versuchen, ihn aus dem Sattel zu

heben — „Ich begreife gar nicht, was die Weiber an dem ungeschlachten Kerl haben?“ dachte er.

Demzufolge war er sehr liebenswürdig gegen Eva, aber sie schien wie auf den Mund geschlagen, er hatte nur geringes Glück mit ihr. Trotzdem reizte sie ihn auf das äußerste. Als er einen Augenblick das Paar verließ, sah das Mädchen beklommen zu ihrem Begleiter auf, er verstand den Blick.

„Gefällt Dir nicht sehr, mein Freund, nicht wahr?“

Sie schüttelte den Kopf. „Ach, Martin, wären wir doch allein geblieben!“ seufzte sie aus innerstem Herzen.

„Wäre mir auch lieber gewesen! Aber sieh, Ev', er ist doch ein hübscher, fescher Kerl!“

„Aber kein guter!“ behauptete sie mit unumstößlicher Bestimmtheit.

Dann kam Emil zurück. Er hatte unterwegs ein paar Freunde getroffen und ihnen in aller Eile von Heekens Liebelei und phänomenaler Frechheit erzählt. Einer nach dem andern schlängelte sich neu-

gierig an dem Paar vorbei, und Emil saß als dritter im Bunde mit am Tisch, trank viel Bier, rauchte und sprach, ohne besondere Erwiderung zu finden.

„Was macht Deine Frau, Heeken?“ fragte er endlich, mit einem Seitenblick auf Evas Gesicht. Die Erwähnung der legitimen Rivalin konnte sie doch unmöglich ganz kalt lassen. Aber Eva zuckte mit keiner Miene.

„Verstellung!“ dachte er, „so jung, so dumm, und doch als mütterliches Erbteil halb unbewußt die Fähigkeit dazu.“

„Ich glaube, es geht ihr gut.“

„Ist sie noch immer in der Schweiz?“

„Ja.“

„Und Fortunat?“

„Ist auch da, er hat es mir geschrieben.“

Emil klopfte ihn auf die Schulter.

„Beneidenswerter Ehemann,“ sagte er nur.

Da sah ihn Eva mit funkelnden Augen an.

„Es scheint, der Herr hat den Glauben an alle

Anständigkeit verloren, schlimm genug für ihn," sagte sie kampfeslustig, denn ihr, dem natürlichen Weibe, wurde recht gut die Niederträchtigkeit bewußt, die die wenigen Worte ausdrückten, die Martin harmlos hinnahm, weil er sie gar nicht verstanden hatte.

„Na, Ev'!" sagte er denn auch ganz verblüfft.

Emil aber lächelte nachsichtig.

„Du hast ja einen warmen Verteidiger in dem Fräulein."

„Als ob er einen brauchte," meinte sie geringschätzend, und dann ging sie stumm neben den beiden Männern her, im stillen traurig, daß der schöne Abend so ein Ende nehmen mußte! Wären sie doch allein geblieben! Und dem Martin, dem mußte sie es morgen gewiß stecken, was für ein hinterlistiger Mensch sein sogenannter Freund war. Er hatte ja nicht einmal etwas gemerkt, obgleich sie sofort gewußt hatte, wo der hinaus gewollt mit seinen Bemerkungen. Freilich, die Mutter hatte ihr ja von der Schwiegertochter genug erzählt, mehr als sie ihr glaubte, denn sie kannte die Vornehmen besser, von ihrer Gräfin

her, und mehr als der Martin jedenfalls wußte. Ein tiefes Mitleiden mit ihm überkam sie, aber sie wagte nicht, es ihm zu zeigen.

„So!“ sagte Emil, als sie vor der Thüre des Hauses standen. „Nun ist das Fräulein sicher heimgeleitet, jetzt kommst Du mit in den Verein. Langmann geht nach Düsseldorf, dem gilt der heutige Abschiedsschoppen.“

Martin sah unbehaglich aus. Er hatte jede Lust an diesen Kneipabenden verloren seitdem er wieder arbeitete und es dann zum Feierabend so gemütlich wurde, wenn Eva das Abendessen auftrug. Er hatte sich auch vorgenommen, nicht wieder in diese alten Sünden zurückzufallen, denn der nächste Morgen hatte ihn immer untauglich zur Arbeit, matt und wirr im Kopf gefunden.

„Ich möchte lieber zu Hause bleiben,“ sagte er, den Schlüssel einsteckend, „ich bin müde.“

„Aber das wäre höchst unkollegialisch! Fräulein Eva, machen Sie doch einmal Ihren Einfluß geltend, Ihnen wird er kaum widerstehen.“

Martin runzelte die Stirn. „Was geht das die Ev' an? Laß mir die Ev' aus dem Spiel. Ich komme mit."

All ihrer frohen Stimmung bar, stieg Eva die Treppen hinauf, froh, daß die Alte schlief und nichts mehr fragte. Zum ersten Mal, seit sie hier war, fühlte sie sich traurig und beklommen, und lange floh sie der Schlaf.

Die beiden Kollegen gingen ihrem Vereinslokal zu, es war eine köstliche Nacht, und sie beeilten sich nicht. Zuerst schwiegen sie, dann sagte Emil:

„Das war ein reizendes Mädel, Martin," er rauchte heftiger. „Nicht von jener untadelhaften banalen Schönheit wie unsere Damen, die ihre Reize vom Friseur und der Schneiderin erborgen, sondern von jener ländlichen Schönheit, deren Haut durch die Sonne gebräunt und deren Leib in seiner natürlichen Formenpracht das Entzücken der Künstler ist ... an denen kein Mann vorübergeht, ohne daß sein Auge flammt und sein Blut rebellisch wird — Du bist ein glücklicher Mensch."

Heeken blieb jäh stehen; trotz des nächtlichen Dunkels schien Emil sein Gesicht erblaßt.

„Was hat das mit mir zu thun?“ fragte er, und ein schwerer Atemzug hob seine Brust.

„Sie gehört doch Dir, mit allem, was sie besitzt. Und wenn es noch nicht der Fall ist, wird es nur eine Frage der Zeit sein. Sie liebt Dich!“

„Was Du klug bist!“ Er lachte schrill auf. „Sie weiß ja, daß ich verheiratet bin. Weißt Du, mein Lieber, in unserm Stand, da ist die Ehe noch etwas Heiliges, etwas, um das man sich nicht herumstiehlt, wenn man gerade das Gelüst dazu hat.“

Emils Hand im perlgrauen Handschuh legte sich vertraulich auf Heekens Arm.

„Wenn's also so käme, wärst Du ein beneidenswerter Sterblicher — und wenn es nicht so käme — — läßt Du dann jedem andern freie Bahn?“ Es lag etwas Lauerndes in der letzten Frage.

In Martins Gesicht schoß plötzlich heiße Glut, er ballte die Fäuste und schüttelte sie in die Luft hinaus.

„Wer mir dem Mädel etwas anthät, dem braven Mädel, der bekäme es mit mir zu thun! Heiliges Kreuz! Die Knochen im Leibe thät ich ihm zerschlagen — noch habe ich Fäuste — Fäuste . . .!“ Er atmete heftig.

„Rege Dich doch nicht so unnütz auf,“ sagte Emil und brannte eine neue Cigarette an, „Du bist ja in der Vorhand.“

Heeken war sehr still an diesem Abend unter den jungen Künstlern. Er trank auch nur wenig, obgleich ihn eine Glut durchfieberte, wie er sie bisher noch niemals gekannt. Mochte er nun in sein Glas oder geradeaus sehen, immer stand Evas Bild vor ihm; nicht wie er gewohnt war sie anzusehen, als seine Jugendgespielin, sondern so wie sie ihm Emils Worte gemalt hatte, als das begehrenswerte Weib, dessen Schönheit ihn reizte, dessen Herz ihm gehörte.

Und er wußte doch, daß das ein Unrecht war! — Schweißtropfen perlten ihm auf der Stirn, als er, ziemlich unbemerkt, sich erhob, um nach Hause zu gehen. Er mußte mit sich allein sein, mit sich ins

reine kommen, ob er Eva wirklich liebe, oder nur eine augenblickliche Erregtheit der Sinne ihn narrte. Solch einen Zustand kannte er ja gar nicht. — Lange irrte er durch den Stadtpark, bis der erste Morgensonnenstrahl aufzuckte, dann eilte er heim und warf sich erschöpft auf sein Bett. Immer noch wußte er nicht genau, was ihn eigentlich so quälte. Gefühle und Empfindungen dieser Art waren ihm so unbekannte Dinge, aber während er im Halbschlaf dalag, war es ihm, als beuge sich Eva an sein Ohr und flüstere ihm zu:

„Aber Martin, was wehrst Du Dich so! Das ist die Liebe, die Du Dir so sehr gewünscht hast — und die Liebe kann nichts Unrechtes sein, wenn nur die Menschen dabei brav bleiben."

Also war es die Liebe! — Aber vor der fürchtete er sich seit heute nacht gerade. — —

Als Heeken den Verein verlassen, gab Emil eine abscheuliche Schilderung des heutigen Abends zum besten, und allen galt ausgemacht, was sich das

keusche Gefühl des Mannes nicht einmal im Dunkel der schweigenden Sommernacht zu gestehen wagte.

Sie witzelten und spöttelten und lachten auf seine Kosten, und freuten sich auf den Skandal, der bei „solcher Frechheit“ sicher nicht ausbleiben würde, denn „die Frau mit all ihrem Gelde wäre ja närrisch, wenn sie sich solche Liebschaft im eigenen Hause gefallen lassen würde.“

„Macht sie es denn besser?“ fragte Emil. „Bei einem solchen Mann! Solchem Esel von Mann zwar entschuldbar.“ —

Als sie an diesem Abend, oder vielmehr Morgen, auseinandergingen, da war kein guter Fetzen mehr an dem Heekenschen Ehepaar, so brav hatten sie es zerpflückt.

Siebentes Kapitel.

Am nächsten Morgen fand Eva die Thüre zu Heekens Atelier verschlossen, auf ihr leises Klopfen kam keine Antwort. Einen Augenblick blieb sie lauschend stehen, da sie ihn aber herumgehen hörte, wußte sie, daß er bei der Arbeit war und nicht gestört sein wollte. Vor seinem Genie, das sie nicht zu beurteilen vermochte, vor den großen, stillen, weißen Gestalten seiner Phantasie hatte sie aber einen so tiefen Respekt, eine so große, fast heilige Scheu, daß sie ihn um keinen Preis der Welt rücksichtslos unterbrochen haben würde. Brauchte er etwas, würde er schon von selbst kommen; und ohne einen Ruf entfernte sie sich wieder.

Hinter der verschlossenen Thür stand Heeken und zitterte; er wagte sich nicht hervor, er wagte nicht, Eva in die Augen zu sehen, aus Furcht, sie könnte ihm all seine häßlichen Gedanken aus dem Gesicht lesen, und dann hätte er sich vor ihr in Grund und Boden geschämt.

Die Hände zitterten ihm immer wieder, sie wollten dem Arbeitswillen nicht gehorchen, aber er fühlte recht gut, wenn er sie nicht zwang, würde er auch nicht Herr über sich und sein Blut, dann . . . er dachte nicht weiter, mit aller Kraft warf er sich wieder auf die Arbeit, und siehe da, es gelang! Alles, was ihn so schrecklich gepeinigt, ließ endlich ab von ihm, sein Denken wurde ganz klar und ruhig. Unter eifrigem Schaffen verging ihm die Zeit, und als er erst abends abgespannt und hungrig bei den Frauen eintrat, lag die Nacht und der Tag wie ein wüster Traum hinter ihm.

„Du siehst aber schlecht aus, Martin,“ sagte Eva mitleidig und rückte ihm das Essen zurecht. „Hättest Dich nicht so anstrengen sollen! Es ist ein

Gewitter in der Luft, das fühlt man im Körper lange vorher.“

Er nickte nur, aber seine Schweigsamkeit fiel ihr nicht weiter auf. — —

Emil hatte kein besonderes Glück mehr mit seinen häufigen Besuchen im Heekenschen Hause. Mochte er kommen, wann er wollte, Eva sah er nirgends, so sehr er auch suchte und spähte. Auf seine darauf bezüglichen scherzhaften Bemerkungen schwieg Martin beharrlich; ja allmählich kam es immer häufiger vor, daß er trotz allem Klopfen und Rufen schon vor der geschlossenen Atelierthür umkehren mußte. Er ärgerte sich und ahnte nicht, daß ihn Heeken, wohlversteckt, erst wieder abziehen ließ, ehe er sich hervorwagte, denn Emil war ihm wieder ein Greuel geworden seit jener letzten Kneipnacht. Er fürchtete ihn geradezu, und Quensel sah auch zu seinem unangenehmen Erstaunen, daß die Skizzenbücher aus ihrer Ecke verschwunden waren, und daß Heeken seinem Ansinnen um Nachzeichnung jetzt stets Widerstand entgegensetzte. Er empfand das fast als

persönliche Beleidigung und tröstete sich mit der Hoffnung, Martin dafür auch einmal einen Possen spielen zu können. —

Das Gewitter, das Eva prophezeit hatte, war herabgegangen und hatte das schöne Wetter mitgenommen. Es wurde kühl und regnerisch und blieb auch für die Folge so; vielleicht war das der Grund, daß es auf Eva wie Trübseligkeit lag, einen anderen hätte sie wenigstens nicht anzugeben vermocht. Freilich war Martin verändert seit jenem Abend, den er nach ihrem Ausflug mit seinen Freunden zugebracht, kurzer, rauher in seinem Ton, oft auch nach ganz kurzem Aufenthalt wieder davonlaufend, aber so viel sie auch sann und grübelte, sie fühlte sich in ihrem Gewissen vollkommen rein, ihr Verhalten hatte ihm keinen Grund gegeben.

Eines Tages, als der Regen in sausenden Schwaden gegen die Fenster prasselte, kam ein Brief Mauds an ihren Gatten, daß sie es bei dem schlechten Wetter vorziehe, in den nächsten Tagen zurückzukehren, er möge sie erwarten. Martin starrte auf das Blatt,

auf die feinen gleichmäßigen Schriftzüge, und wie Bergeslast fiel es ihm auf die Brust.

Seine Frau zurück!

Das bedeutete wieder all die Unbequemlichkeiten, die ihm das Leben und die Arbeit vergällt hatten, das bedeutete wieder ein Aufgeben seiner ganzen Persönlichkeit, ein Gefesseltsein in unerträglichen Banden, die sich nicht abschütteln ließen, das bedeutete endlich den Tod seiner jungen Liebe.

Martin Heeken stand auf, strich das Haar von der feuchten Stirn und atmete schwer. Ihm war es, als müsse er sich zur Wehr setzen, als müsse er Hilfe suchen, und er ging in sein Atelier. Aber drinnen fand er nichts als den sich befreienden Sklaven, zu dem er mit bitterem Lächeln aufsah.

„Armer Kerl, ist es auch wahr, daß Du die Freiheit erringst? Ist es nicht nur ein Wahn? Bist Du stark genug, die schreckliche Kette zu sprengen? Sinkst Du nicht wieder mutlos hinab in die Abhängigkeit?“ murmelte er vor sich hin. — Und dann sah er auf die Schlange und drohte ihr wieder mit

der Faust. „O, Du! Du! Jetzt verstehe ich Dich und Deine mordende Kraft!“

Niedergedrückt, halb krank kam er am Abend, aber er durfte doch nichts sagen, mochte es ihn noch so sehr bedrücken. Die Alte bemerkte auch nichts, wohl aber Eva, und ihre fragenden Blicke zwangen ihn endlich, die Ankunft seiner Frau zu erwähnen.

Das Mädchen sagte nichts mehr, sie war still und schweigsam den ganzen Abend und hielt die Augen auf ihre Arbeit gesenkt. Als er hinausging, folgte sie ihm auf den dunklen Korridor.

„Martin,“ sagte sie, die Thüre so weit auflassend, daß das Licht aus dem Zimmer sie voll beschien. „Ich habe Dir's angemerkt die ganze letzte Zeit, Dich drückt etwas. Nun weiß ich auch wohl was. Deiner Frau wird's nicht recht sein, daß ich hier bin. — So will ich denn lieber gehen und mir einen anderen Dienst suchen.“

Er packte rauh ihren Arm.

„Du gehen, Eva? — Nein!! — Was fällt Dir

denn ein? Ist Dir die Alte eine Last geworden? — Möchtest Du's besser haben?"

„Red' nicht so dumm," sagte sie, und in all ihrer Traurigkeit mußte sie doch lächeln. „Du weißt es ja besser. Ich habe nichts auszusetzen hier, aber aufdrängen will ich mich nicht."

Als Eva vom Fortgehen sprach, war es ihm gewesen, als drücke ihm etwas die Kehle zu. Und wenn sie ging, sollte er wohl gar bleiben? Zum Lachen kam ihm das vor. Darum ließ er ihren Arm auch nicht los, wie in großer Angst, sie könne ihm plötzlich entwischen.

„Du gehst nicht, Eva — Du darfst nicht gehen!" sagte er eindringlich, „Du mußt es mir fest versprechen. Ev' — meine Frau hat Dich ja gerade gewollt."

„Wenn's wahr ist . . ." meinte sie zögernd.

„Heilig wahr!"

„Dann —" sie atmete heftig, „dann bleib' ich ja gern. Ich bin Euch doch so anhänglich, Deiner Mutter und — Dir."

Sie trocknete sich mit dem Schürzenzipfel die Augen. Trotz seiner Worte — es war doch noch etwas da, was sie nicht begriff, was sie aber drückte und traurig machte.

„Ev'!" sagte er und beugte sich ihr ganz nahe, sie fühlte seinen heißen Atem, sah in dem Lichtspalt die glühenden Augen, ein Schauer überrann sie plötzlich.

„Bist Du krank, Martin?" fragte sie stammelnd.

„Ev'!" rief die Alte da von drinnen, und ehe er noch antworten konnte, war sie mit einem leisen „Gute Nacht" hineingeschlüpft und hatte die Thüre verschlossen.

Wie ein Verdammter stand er in dem dunklen Korridor, seine Brust keuchte, als wollte sich ein Schrei aus ihr heraufringen, aber es kam nichts. Totenstill blieb es — und dann ging er in sein Atelier.

Dort saß er lange, den Kopf in die Hand gestützt und zog das Facit seines Lebens. Wie glücklich hätte er sein können mit einem Weibe wie Eva

an seiner Seite, in bescheidenen Verhältnissen, in Liebe und Frieden, beglückt durch seine Arbeit, der er das Nötige für Weib und Kind verdankte, denn mit Eva dachte er auch an Kinder; und wie elend war er jetzt!

Was hatten denn seine Frau und er miteinander mehr gemein als nur den Namen? Welch ein Gefühl verband sie? So viel er auch suchte, er fand keins. Sie waren nicht von einer Art!

Er hatte sich verkauft. Weshalb aber? Aus Eitelkeit? Die besaß er ja nicht. Aus Geldgier? Des Wohllebens etwa wegen? In seinem Charakter fand sich keine einzige Leidenschaft, der er irgend ein Opfer hätte bringen brauchen. Er war so bescheiden, so anspruchslos. Das Einfachste genügte ihm. Mit wie wenigem war er ausgekommen! — Warum also! — Warum?! — Er saß und sann — vergeblich, er fand keine Antwort, nur daß ihn diese Heirat sein Lebensglück gekostet, daß sie ihn elend gemacht hatte, das blieb unverrückbar bestehen.

Und mit derselben schmerzlichen Melancholie, die

ihn seit dieser Erkenntnis bedrückt hielt, empfing er auch einige Tage später seine Frau. Sie hatte rosige, volle Wangen bekommen und kam ihm sehr liebenswürdig entgegen.

„Ich hoffe, Du hast Dich nach mir gesehnt!" sagte sie scherzend und blickte ihn prüfend an, zufrieden, daß er in seinem Äußern nicht vernachlässigt vor ihr erschien, wie sie gefürchtet. Aber er hatte ja ein schlechtes Gewissen und deshalb an alles gedacht, nichts versäumt; sich kaum bewußt, wie sehr sich in diesen Handlungen Liebe und schlechtes Gewissen ähnlich scheinen.

Er sah sie ernst an, es widerstrebte ihm zu lügen. „Nein," sagte er, „ich habe gearbeitet."

Sie lachte.

„Tino, Tino, Du bist erschreckend ehrlich! Laß mich Deine Arbeit sehen, ich bin neugierig darauf."

Er schüttelte heftig den Kopf.

„Diese gehört mir; meine Thür ist verschlossen."

„Auch recht!" entgegnete sie gleichmütig und lehnte sich in den Stuhl zurück.

Er fürchtete, sie würde nach Eva fragen, gleich am ersten Abend. Dann hätte er sich sicher verraten. Sein Herz klopfte schon, wenn er nur daran dachte, aber sie vergaß es. Wie gleichgültig waren ihr im Grunde genommen alle Dinge, die Gatten und Schwiegermutter betrafen. Sie erzählte von ihren Reiseerlebnissen, von Fortunat und machte Pläne für den Winter; auf einmal unterbrach sie sich und wandte sich ihm direkt zu.

„Findest Du, daß ich mich erholt habe? Findest Du, daß ich stärker geworden bin? Besser aussehe?"

Seine Augen prüften sie. Ihre Wangen waren voller, die Haut gebräunter geworden, sie sah vorzüglich aus. Aber ihm war sie eben kein Schönheitsideal. Der Reiz des Vornehmen, Ungekannten längst dahin.

„O ja!" gab er zögernd zu.

Sie zuckte die Achseln und schwieg von da an. Welch einen schwerfälligen, langweiligen Gatten sie doch hatte! All sein Genie half nicht über die öden

Stunden eines kurzen Tete-a-tete hinweg. Wie viel leichter ließ es sich mit dem andern doch leben! —

Und was sie im Lauf der nächsten Tage auch noch ärgerte, war, daß Martin wirklich sein Atelier vor ihr verschlossen hielt. Sie legte so häufig die Hand auf das Schloß, freilich ohne sich zu melden, aber immer vergebens.

Froh war sie, daß die Anschaffung ihrer Herbstgarderobe wenigstens einen Teil ihrer Zeit in Anspruch nahm; ebenso die Visiten, die sie zum Beginn der neuen Saison überall erneuerte, mit Martin war zu wenig anzufangen. Sie sah ihn kaum mehr, selbst zum Diner ließ er sich meistens entschuldigen und aß dann heimlich, verstohlen wie ein Verbrecher bei seiner Mutter, wo es ihm schmeckte, und wo er sich hingehörig fühlte, nach wie vor.

Aber eines Tages stand sein Atelier doch offen, die Statue war fertig. Nun hatte es keine Not mehr mit dem Verbergen. Was aller Welt gegeben wurde, mochte seine Frau auch teilen, nur ging er fort, um nicht Zeuge zu sein; vielleicht begriff sie es,

was ihn angespornt hatte, gerade diese Gestalt zu schaffen, fragte ihn, und er mußte es sich erst noch mehr überlegen, was er ihr sagen sollte.

Während er die einsamsten Wege im Stadtpark aufsuchte, saß Maud in der That vor seinem sich befreienden Sklaven. Sie staunte, sie war ergriffen, erschüttert! Ja, ihr Mann war ein gottbegnadeter Künstler, nur ein solcher konnte das schaffen.

Wenn er dagewesen wäre, würde sie ihm stumm die Hand gereicht haben, ihm vielleicht ein begeistertes Wort gesagt haben, genau wie sie empfand; daß er nicht da war, trübte ihr etwas diesen stolzen Augenblick, aber eine Ahnung von dem, was die Statue sagte und klagte, kam ihr nicht. Sie sah ein Kunstwerk, nichts weiter. Lässig wandte sie den Kopf, als sie nebenan Schritte hörte, dann öffnete sich auch die Portiere an dem Atelier, und Eva trat ein. Ihr erstaunter Blick traf auf die vornehme junge Dame im dunklen Seidenkleid, die, die Füße von sich gestreckt, in dem geschnitzten Stuhl lehnte und sie prüfend musterte. Wie ein elektrischer Schlag durch-

fuhr es das Mädchen. — Das war Martins Frau!

Sie hatte sie noch nicht gesehen, trotzdem seit Mauds Rückkehr fast eine Woche verflossen war, und sich auch nicht dazu gedrängt, fast hatte sie Furcht davor; nun errötete sie heftig und blieb verlegen mit einem schüchternen Gruß vor der sie musternden Gnädigen stehen.

„Wer sind Sie?" fragte Maud in ihrer etwas hochmütigen Art, obgleich die frische, hübsche Erscheinung des Mädchens ihr Wohlgefallen erregt hatte.

„Eva Leitner, gnädige Frau."

„Ach ja — richtig! Sie pflegen Frau Heeken."

„Jawohl, gnädige Frau."

„Ich hoffe, Eva," sagte Maud und spielte mit ihren Ringen, „daß Sie mich nicht bereuen lassen, Sie hergenommen zu haben. Vor allen Dingen keinen Klatsch mit den andern Dienstboten — keine Freundschaften. Ich liebe das nicht. Mein Mann hat es Ihnen wohl gesagt."

„Jawohl, gnädige Frau."

„Ihren Lohn zu erhöhen wenn ich mit Ihnen zufrieden bin, darauf kommt es mir nicht an; finde ich aber irgendwelche Unzuträglichkeiten, dann bin ich unnachsichtig. Es ist mir lieb, daß ich Ihnen das sagen konnte."

Eva stand vor ihr, den Kopf gesenkt, schweigend.

„Sie können jetzt gehen," sagte Maud mit einigem Befremden. „Oder vielmehr — suchten Sie jemand? Den Herrn vielleicht?"

„Ja, gnädige Frau."

„Er ist nicht hier — sagen Sie das — meiner — Schwiegermutter."

Ungeduld klang aus ihrem Ton; Eva schlich davon. „Armer Martin," dachte sie mit Thränen, „das ist Deine Frau? Die hat Dich nicht lieb! — Nein — die hat Dich nicht lieb!" —

Und in eiliger Hast flossen ihr die hellen Thränen über die Wangen. Sie wischte sie erschrocken fort, aber als sie eine Stunde später an dem breiten Korridorfenster stand, das auf den Hof ging, nur um einmal einen Augenblick den neu-

gierigen Blicken und Fragen der Alten zu entgehen, da flossen sie von neuem.

Sie versuchte es, sich mit Trotz zu wappnen.

„Was geht das mich eigentlich an, ob er glücklich ist, ob sie ihn lieb hat! Dafür ist er ja reich und vornehm geworden . . .“ Aber das Herz wollte nichts mit diesem Raisonnement des Verstandes zu thun haben, es klopfte so schmerzlich, und endlich faltete sie die Hände.

„Lieber Gott,“ flüsterte sie mit zitternden Lippen, „ich kann nichts dafür — Du weißt es — daß ich ihn so lieb habe — lieber als mein Leben! — Aber wenn's schon ein Unrecht ist — eine Sünde soll es nie werden.“

Sie blickte zu dem grauen Himmel auf, an dem sich die Regenwolken jagten; etwas wie Trost kam über sie. Wenn es keine Sünde wurde, hatte sie ihr ehrliches, tiefes Gefühl auch nicht zu scheuen. —

Als Martin nach Hause kam, empfing ihn seine Frau mit einem Widerschein jener Begeisterung, die sie ihm damals in die Arme getrieben hatte. Seine

Arbeit hatte sie entzückt. Aber diesmal fand ihr glühendes Lob kein Echo in seinem Herzen; er wartete nur beklommen, ob es nun nicht endlich — endlich kommen werde; die Fragen, die er erwartete, die Vorwürfe, die er beinahe verdient zu haben glaubte. Als nichts kam, begriff er die Blindheit seiner Frau nicht.

„Und noch eins, Tino, ich habe die Eva gesehen! Ein nettes Mädchen — sogar hübsch für den, der Geschmack an Derbheit und Kraft findet. Jedenfalls ist sie mir nicht unsympathisch. Und wenn sie meinen Erwartungen entspricht, die ich ihr dringend ans Herz gelegt habe, würde ich sie mir, wenn Deine Mutter einmal stirbt, für meine persönlichen Dienste anlernen . . ."

Er fuhr auf, als wollte er etwas sagen, setzte sich aber gleich darauf in seine alte Positur, die gefalteten Hände zwischen die Knie, vornübergebeugt, mit gesenktem Kopf.

Sie sah ihn erstaunt an. „Was hast Du denn, Tino? Weil ich den Tod Deiner Mutter erwähnte? Aber das ist sentimental. Alles, was lebt, ist doch

unweigerlich dem Tode verfallen. — Ich glaubte, Dir würde es angenehm sein, daß mir die Eva ganz gut gefiel."

„Ja! Ja!" sagte er. „Aber Du wirst sie nicht viel sehen!"

Sie zuckte die Achseln.

„Daran liegt mir allerdings nichts. Ich muß ja auch erst sehen, ob sich der gute Eindruck bestätigt."

Es klopfte.

„Herein!" rief die Frau des Hauses und sah sich ziemlich erstaunt um, denn es war hier nicht Sitte, daß jemand unaufgefordert bei der Herrschaft eintrat.

Eva öffnete die Thür. Sie grüßte höflich, dann sagte sie mit bebender, leiser Stimme: „Es ist Besuch da . . . bei der Mutter . . . ich sollt den gnädigen Herrn rufen."

Mit einem Satz sprang Heeken auf.

„Bist Du närrisch, Ev'? Der gnädige Herr? Was soll das heißen? Der Martin bin ich und bleib ich für Dich. Daß Du mir nicht noch einmal mit solchen Dummheiten kommst!"

Er stürmte hinaus, rot vor Zorn im Gesicht. Maud wandte sich an das Mädchen, sie sah sie nicht ohne eine gewisse Freundlichkeit an. „Ihr Taktgefühl hat Sie ganz richtig geleitet, Eva," sagte sie nickend. „Und trotz des Herrn Abwehr wünsche ich doch dergleichen Vertraulichkeiten nicht in meiner Gegenwart. — Wissen Sie übrigens, wer dieser Besuch ist?"

„Herr Quensel!"

„Warum kommt denn der nicht selber hierher, statt Ihrer?" fragte Maud sehr erstaunt.

Eva errötete heftig. Dieser feinen Dame konnte sie doch nicht sagen, daß er augenscheinlich nur ihretwegen gekommen, daß es all ihrer List bedurft hatte, um ihm jedesmal zu entschlüpfen, daß sie auch heute geflohen war.

„Der Herr weiß gewiß nicht, daß gnädige Frau schon zu Hause sind," sagte sie endlich mit niedergeschlagenen Augen.

Maud trat ihr näher. Etwas in dem Wesen dieses Mädchens interessierte sie.

„Wahrscheinlich. Aber warum sind Sie so verlegen, Eva; fürchten Sie sich vor mir?“

Sie blickte blitzschnell auf, ihre Augen standen voll Thränen; vor dieser Frau fühlte sie sich schuldig bis in den tiefsten Höllenabgrund, denn sie liebte ihren Mann.

„Wenn man mich Ihnen gegenüber verlästert hat,“ fuhr Maud gütiger als jemals zu einem Dienstboten fort, „so glauben Sie es nicht, Eva. Ich bin zwar streng, aber auch gerecht; und Sie gefallen mir.“

Schweigend griff das Mädchen nach der Hand der Frau und küßte sie. Maud sah ihr überrascht nach. Dieses Dorfkind hatte sie sich anders gedacht.

Nach kurzer Überlegung beschloß sie in das Atelier hinüberzugehen. Emil würde die Statue bewundern. Daran wollte sie teilhaben. Und dann ließ man sie auch so viel allein, das wurde auf die Dauer langweilig.

Als sie eintrat, sprang Emil fast outriert höflich auf.

„Da der Berg nicht zu Mohammed kommt —“

sagte sie scherzend und setzte sich . . . „Nun — wie gefällt Ihnen die vollendete Arbeit meines Gatten?“

„Vollendet! — Aber gnädige Frau sehen vorzüglich aus.“

„O ja. Ich finde nur, daß es inzwischen hier recht langweilig geworden ist, und dabei ist doch schon alles zurück; überall die Jalousien aufgezogen. Warum ist Luzie nicht mit Ihnen gekommen? Ich war doch schon vor ein paar Tagen bei Ihnen?“

„Meine Schwester wußte nicht, daß ich herging.“

„Dann schicken Sie sie mir morgen bestimmt, nicht wahr?“

Emil schnippte bedächtig mit dem kleinen Finger die Asche von seiner Cigarette, er sah Maud nicht an.

„Ich kann es Ihnen nicht versprechen, gnädige Frau. Luzie ist seit diesem Sommer Mitglied verschiedener Wohlthätigkeits-Vereine, das nimmt ihre Zeit sehr in Anspruch.“

Maud lachte auf. „Aber —“ sagte sie nur sehr gedehnt.

„Damen aus den allerhöchsten Kreisen der Ge-

sellschaft präsidieren da. Ihres Humors wegen erfreut sich meine Schwester besonderer Beliebtheit!"

Maud wurde immer erstaunter, etwas Feindseliges wehte sie an, ohne daß sie begriff, woher es kam.

„Ich zweifle ja gar nicht daran, Herr Quensel, aber gerade Luzie . . . mein Erstaunen ist am Ende gerechtfertigt — heucheln that sie doch mir gegenüber wenigstens nie, und Vergnügen kann ihr das nicht machen."

„Meine gnädige Frau, ein mutterloses Mädchen hat auch etwas auf seinen Ruf zu achten. Unsere Residenz ist ein gesegnetes Klatschnest."

Maud schüttelte den Kopf, kein Zweifel, daß Luzie irgendwelche Berechnung zu dieser Handlungsweise trieb, sie kannte sie — und halb lachend erwiderte sie: „Ich bin wirklich neugierig, Luzie nach dem Gehörten zu sprechen. Frauen sind untereinander meist offener als den Herren gegenüber; ich erwarte sie morgen also bestimmt."

„Ich fürchte, morgen ist sie versagt."

„Nun dann, übermorgen."

„Donnerstag auf keinen Fall.“

Maud sprang auf.

„Nun, dann werde ich sie ein zweites Mal aufsuchen, um sie sicher zu treffen.“

Emil verbeugte sich stumm.

„Einstweilen viele Grüße. Und leben Sie wohl!“

Sie reichte ihm nicht die Hand, sondern nickte ihm nur zu, er hatte sie beleidigt, und wenn er das absichtslos gethan haben sollte, fühlen wollte sie es ihn doch lassen.

Aber es war eine unerklärliche Unruhe, die sie in ihren Zimmern auf und ab trieb, ein Unbehagen, dem sie keine Worte leihen konnte.

Es war heute ihr Empfangsabend, und da war die gemütliche Plauderstunde, die sie sonst um diese Zeit mit Fortunat hielt, verbannt, er durfte dann erst später kommen, wenn schon alle Gäste versammelt waren.

Es würde heut noch leer bleiben, darauf war sie gefaßt. In ihrer Schale lagen erst sehr wenig

Karten als Erwiderung auf all die unzähligen Besuche, die sie gemacht, und auch nur von Leuten, die ihr ziemlich gleichgültig waren.

Sie trat an die Onyxschale und ließ die weißen Blättchen durch ihre Finger laufen, kein einziger von den Namen war darunter, die ihr im vergangenen Winter so geläufig gewesen, mit dessen Trägerinnen sie manche heitere Stunde verplaudert hatte. — In vier Wochen würde das anders sein. Jedes Interregnum hat etwas Frostiges, Ernüchterndes, und der Herbst gehört dazu vor allen Dingen; man hat die Sommerfreuden hinter sich und die Wintercampagne noch nicht begonnen.

Maud blickte auf die Uhr, es war schon ziemlich spät und kein einziger Besuch bis jetzt gemeldet. Sie langweilte sich. Das Modejournal hatte sie durchgesehen, ein paar Bücher warf sie wieder beiseite, zum Lesen hatte sie keine Lust. Endlich zog sie die seidenen Gardinen zurück und blickte in das Dunkel hinaus.

Ein starker Wind rauschte in den erst halb ent-

laubten Bäumen und jagte die Äste wie sich wehrende Gespenster durcheinander. Maud dachte an das nun bald vollendete erste Jahr ihrer Ehe und was es ihr alles gebracht.

Die Ideale, die sie zuerst in ihrem Herzen getragen, waren erstorben, mit denen hatte sie ein für allemal gebrochen und wünschte auch nicht, sie wieder zu erwecken. Sie war eine andere geworden in ihrem Denken und Fühlen. Heute würde sie manches mit andern Augen ansehen, in manchem anders handeln. Aber das war nun zu spät, und zu fruchtlosem Trauern war Maud zu praktisch und zu vernünftig. Es hieß nun, sich mit dem Vorhandenen abfinden so gut es ging, und so lange Fortunat an ihrer Seite blieb, schien ihr das nicht einmal schwer. Auch die Gesellschaft, nach der sie sich immer gesehnt, in deren Mitte sie jetzt stand, half ihr genügend über die Leere ihres Daseins hinweg.

Alles in allem stand ihre Rechnung nicht einmal schlimm, nur an solchen Abenden wie dem

heutigen, einsam, windumrauscht, da kamen ihr thörichte Gedanken.

Sie ließ den Vorhang fallen und setzte sich in die Nähe des Kamins, in dem schon täglich Feuer brannte. Da schellte es. Gut, daß nun die dummen Gedanken entgültig verbannt wurden, eine Seele um sich zu haben, genügte dazu schon, und wenn es selbst Luzie war. Sie zog die Mundwinkel spöttisch herab, als sie an Emils Benehmen dachte. Wie hatte sich Luzie doch im vorigen Jahr um sie gedrängt, immer wieder und wieder. Manchmal war es ihr ordentlich auf die Nerven gefallen. Nun versuchte sie jedenfalls in den Kreisen zu angeln, was sich angeln ließ.

Fortunat trat ein, sein hübsches Gesicht sah verstört aus; Maud merkte das in dem Halbdunkel der verschleierten Lampen nicht.

„Sie finden mich ganz allein, es muß noch niemand zurückgekehrt sein,“ sagte sie und streckte ihm die Hand entgegen.

Er setzte sich ihr gegenüber.

„Wirklich — allein —!“ Seine Stimme bebte etwas.

„Sind Sie deshalb sehr traurig?“ fragte sie schalkhaft.

Was hätte er ihr sonst wohl geantwortet? Heute schwieg er beklommen. Das fiel ihr schließlich doch auf.

„Sie machen ein Gesicht, als ob Ihnen irgend etwas Unangenehmes passiert wäre.“

Er legte die Hand über die Augen.

„Etwas Unangenehmes? — O Gott, gnädige Frau, das ist nicht der richtige Ausdruck.“

Sie beugte sich ihm entgegen.

„Was es auch ist, Fortunat, sagen Sie mir alles, was Sie drückt.“ Ihre Stimme klang so weich, so zärtlich. Heeken hatte sie nie so gehört.

„Ich weiß nicht, ob ich es darf — das ist mir die größte Qual,“ sagte er bedrückt.

„Gewiß dürfen Sie.“

„Auch — wenn es sich um — um Sie dabei handelt, gnädige Frau?“

Sie fuhr zurück. „Um mich? — Was kann ich dabei zu schaffen haben?“

Er seufzte tief auf.

„Haben Sie viel Besuche gehabt als Erwiderung der Ihrigen?“ fragte er gespannt.

„Nein — kaum nenneswert. Aber wie gehört das hierher?“ fragte sie ungeduldig.

„Vielleicht doch. Man hat — man hat Sie hier offenbar verleumdet, gnädige Frau — und ich bin schuld daran.“

Er saß ganz gebrochen vor ihr, das lockige Haupt wie ein Sünder gesenkt.

„Ich verstehe Sie nicht“, sagte sie hart. „Reden Sie deutlicher.“

Er zog einen Brief aus der Tasche und reichte ihn ihr stumm. Es war ein anonymes Schreiben, angefüllt mit Beschuldigungen gegen ihn und Frau Heeken. Man betonte ihren Besuch bei ihm, ihr Zusammentreffen während der Reise, und kündigte ihr an, daß die Gesellschaft sie in Bann und Acht gethan, daß man künftig ihre Schwelle meiden würde.

Maud war sehr blaß geworden, als sie ihm den Brief zurückgab; schweigend sahen sie sich in die Augen.

„Also darum," sagte sie langsam und senkte den Kopf, ihre Stimme klang tonlos. Auf einmal verstand sie alles. Emils Benehmen, die Leere um sie — „Ihr anonymer Freund hat also recht mit dem, was er sagt." — Dann sprang sie heftig auf und stampfte mit dem Fuß. „Aber es ist doch nichts Böses! — Es ist nichts Böses! Elende Verdächtigung der ich mich nie — nie beugen werde!"

„Befehlen Sie über mich, gnädige Frau," sagte er. „Was kann ich thun?"

„Mein Gott, aller Welt entgegentreten mit dem Bewußtsein unseres guten Gewissens."

„Wird man mir glauben?"

„Und wenn es so gewesen wäre, wie der Brief behauptet, traut man mir die Niedrigkeit zu, dann wieder zurückzukehren? Traut man es meinem Manne zu, mich wieder aufzunehmen?"

Er seufzte tief.

Sie umklammerte seinen Arm.

„Reden Sie, Fortunat, — sprechen Sie ein Wort — sagen Sie, daß es Ihnen gelingen wird, diese Lüge zu zerstreuen.“

„Gut! Ich werde alles thun! Wird man mir aber glauben? Ich bin ja Partei in der Sache,“ sagte er außer sich.

Sie runzelte die Stirn und biß die Zähne zusammen.

„Diese schlechten Menschen! O diese schlechten Menschen!“ sagte sie. „Ich kann mir doch meine Ehre nicht so ohne weiteres nehmen lassen!“

„Ich habe lange überlegt, ob ich Ihnen etwas sagen sollte,“ gestand er. „Ich fürchtete die Aufregung für Sie, aber schließlich ging es Sie doch auch an — ich fand mich nicht berechtigt, Ihnen gegenüber zu schweigen.“

„Sie thaten recht!“ — Sie lief im Zimmer auf und ab, in höchster Erregung, kaum ihrer selbst mehr mächtig. Endlich begann sie zu schluchzen und weinte, sich in einen Sessel werfend, fassungs-

los. In ratloser Verzweiflung sah er auf sie nieder. Da blickte sie auf. Ein heißer, inniger Strahl zitterte durch ihre Thränen hindurch.

„Und zu wissen wie wir gekämpft haben“, sagte sie leise.

„Maud!!“ — Er warf sich vor ihr auf die Knie und küßte ihre Hände. „Maud — geliebte Maud — noch einmal, — o, noch einmal will ich das hören!“

Sie legte beide Hände auf sein Haar.

„Ist es nicht so?“ fragte sie leise.

„Ja! — Tausendmal ja! — Aber in diesem Augenblick, in diesem einen nur, will ich Dir wenigstens sagen, daß ich Dich liebe — bis zum Wahnsinn, — und einmal will ich es hören — wenn Du es kannst!“ —

Sie beugte sich über ihn; leise, ganz leise, so daß er es kaum verstehen konnte, flüsterte sie: „Ich liebe Dich, Alexander.“ —

Und dann küßten sie sich — einmal, nur ein einziges Mal.

„Die Gemeinheit der Welt hat uns zusammengeführt,“ sagte Maud bitter und strich das Haar aus der glühenden Stirn. „Aber nur einen Augenblick durften wir uns vergessen. Der Alltag tritt wieder in seine Rechte. — Aber vergessen werden wir den Augenblick nicht.“

Sie reichte ihm die Hand; ohne ein Wort drückte er sie an sein Herz. Und dann saßen sie, voneinander abgewandt, eine ganze Weile stumm da, um das Gleichgewicht ihrer Seelen wiederzufinden.

„Was können wir nun thun?“ fragte Maud nach einer Weile bedrückt.

In Fortunats Augen stand ein helles Licht.

„Ich weiß es!“ sagte er mit voller Stimme. „Man wird Sie nicht mehr verdächtigen von heute an.“

Sie stand auf und trat auf ihn zu.

„Ja, mein Freund,“ sagte sie mit schwankender Stimme. „Legen wir etwas zwischen uns, das trennender ist als das Meer. Was wir gethan, durfte nicht sein, aber vielleicht war es heute noch

entschuldbar, morgen ist es ein Verbrechen. — Und wir sind doch alle Menschen!"

Er hatte sich auch erhoben und stand ihr gegenüber, Auge in Auge; in den seinen lag etwas von der ekstatischen Glut eines Märtyrers.

„Leben Sie wohl!" sagte er langsam. „Ich bitte nur um eins: verhärten Sie niemals ihr Herz gegen mich, wie es auch kommen mag. Bewahren Sie mir stets ein freundliches Andenken, und glauben Sie, daß Sie das einzige Weib sind, das ich jemals in meinem Leben geliebt habe und lieben werde. Wollen Sie das?"

„Ja!" sagte sie und reichte ihm die Hand.

Er küßte sie — dann ging er fort.

Kaum hatte er die Thür hinter sich geschlossen, überkam sie eine furchtbare Angst. Was wollte er thun? Hatte er nicht Abschied von ihr genommen, als wäre er ein Sterbender?

Sie lief gegen die Thür.

„Fortunat!" schrie sie laut, dann preßte sie die Hand an die Lippen. Draußen lungerte der Diener

herum, was sollte er denken, wenn er sie rufen hörte, oder ihre Erregung sah.

Sie flüchtete in die dunkelste Ecke des Zimmers und preßte das Gesicht in die seidenen Kissen, ein Schluchzen erschütterte ihre Gestalt.

Wie wenig hatte sie bisher Thränen gekannt, sie oft als Zeichen eines schwachen Charakters verächtlich belächelt, nun gab ihr das Leben Grund genug zum Weinen.

Sie war allein. Kein teilnehmendes Herz, in das sie das ihrige ausschütten konnte, kein Trosteswort in der furchtbaren Angst, die sie marterte.

„Er wird sich töten!“ sagte sie zwischen den zusammengepreßten Zähnen hindurch. „Er wird sich töten — und ich bin schuld daran!“

Dann strich sie das Haar aus der heißen Stirn und kühlte die brennenden Augen mit den Händen. Die ruhige Überlegung kam ihr allmählich zurück.

Nein, das letzte, das Schreckliche that er gewiß nicht! Er würde daran denken, daß sie ja nicht weiterleben konnte unter dieser Verantwortung —

den Tod eines Menschen wie er war auch die Welt nicht wert mit ihrem hirnlosen, gemeinen Geklatsch. Aber er würde gehen — reisen — sie nicht wiedersehen vor Jahren! Das war das beste, das einzige, was er thun konnte. Damit mußte sie zufrieden sein.

Voll Schauer dachte sie an die kommende freudlose, einsame Zeit, und weil ihr die so schrecklich erschien, deshalb eilten ihre Gedanken weiter, bis in die fernste Zukunft; bis sie sich nach Jahrzehnten mit ihrem Manne eingelebt, ihr Haar vielleicht grau, ihre Jugend dahin war. Wenn er dann zurückkam — dann konnten sie ruhig und friedlich miteinander leben, ohne der Welt Grund zu böser Nachrede zu geben, dann konnten sie lächelnd ihrer heißen, entsagenden Liebe gedenken, ohne daß es ihnen zur Sünde gerechnet wurde.

Wenn doch diese Zeit erst da wäre! Maud haßte in diesem Augenblick ihre Jugend, ihr hübsches Äußere, denn nur deshalb mußte sie jetzt demjenigen entsagen, von dem sich zu trennen ihr das Herzblut

kostete. Mit all ihrem Reichtum konnte sie sich doch nicht das erkaufen, was ihr Herz in diesem Augenblick am heftigsten begehrte: Fortunats treues Herz. —

Einstmals hatte sie die Liebe aus ihren Anforderungen an das Leben gestrichen, nun war die Liebe gekommen, um sich an ihr zu rächen.

Très bien écrit!

Achtes Kapitel.

Wie lang ist eine schlaflose Nacht!

Es ist, als wäre sie allen Geistern der Finsternis preisgegeben, die sich hohnlachend beeilen, ihre Beute zu peinigen. Maud freute sich fast, als das erste Tagesgrauen ihr zeigte, daß die Nacht vorüber. Aber auch der Tag dehnte sich so endlos lang und monoton, trotzdem sie sich fieberhaft bemühte, die Stunden etwas eiliger entfliehen zu machen. Es gelang ihr nicht.

Von Fortunat kam keine Nachricht.

Trotzdem war sie ruhiger geworden, sie fühlte bestimmt, er würde nichts thun, was ihr das Leben noch erschweren könnte, und Trennung hatte sie ja selbst gewollt. Nun es aber entschieden war, fehlte

er ihr überall. Daß sie ihn so vermissen könnte, hätte sie niemals gedacht. — Besuche machte sie nirgends mehr, ihr Stolz verlangte gebieterisch, daß sie sich von allen zurückhielt, bis — nun, bis man entweder ihr wieder entgegenkam, oder bis Fortunat imstande war, sie auf irgend eine Art zu rehabilitieren. Freilich war sie weltklug genug, um zu wissen, daß es nichts Schwereres giebt, als eine verlorene Position wiederzugewinnen, daß sich selbst diejenigen Menschen, die sich für großherzig oder christlich gesinnt halten, scheuen, die ersten zu sein, die einen Irrtum bekennen und wieder gutmachen.

Aber trotz ihrer Einsamkeit, trotz ihrer trüben Gedanken verging auch der Tag, und der folgende brachte ihr Nachricht von Fortunat.

Sie fühlte schon durch das Couvert hindurch eine dicke Karte, und ungeduldig riß sie den Umschlag auf.

Luzie Quensel

Alexander Fortunat

Verlobte.

stand darauf; und auf der Rückseite in seiner fast weiblich zarten Handschrift: „Ich habe mein Wort gehalten; Sie sind jetzt entsündigt.“ —

Maud stieß einen Schrei aus.

„Das habe ich nicht gewollt,“ sagte sie heftig, mit dem Fuß aufstampfend, in emporwallendem Ärger. „Das ist thöricht! Er hat sein ganzes Leben mit dieser Handlung zerstört.“

Dann setzte sie sich, die Karte in ihrem Schoß, und versuchte sich alles möglichst klarzumachen.

Standen ihre Chancen dadurch besser? Sie glaubte es kaum. Jedenfalls mußte er sein ganzes Leben hindurch für den Heroismus büßen, der ihn zu diesem Opfer getrieben. Mochte Luzie sein wie sie wollte, für Fortunat paßte sie nicht.

„Armer Freund!“ flüsterte sie sehr traurig vor sich hin; denn daß sie ihn sicher und auf immer verloren hatte, das wußte sie genügend.

Als Heeken zum Frühstück kam — er that es in letzter Zeit wieder pünktlicher, denn Eva mahnte

ihn daran — legte sie schweigend die Karte neben seinen Teller. Er griff danach und warf sie mit einem sonderbaren Laut zur Seite.

„Der ist ja ganz verrückt geworden!“ sagte er dann, und strich sich über das Haar und das Gesicht wie in großer Aufregung. „Was willst Du denn nun machen?“

Sie sah ihn befremdet an. „Ich? — Ja, gegen mich hat er doch keine Verpflichtungen.“

Er sah sie an.

„Der Leute wegen hat er es gethan,“ sagte er dann scharf. „Das ist unrecht! Man soll nicht aus irgend welchen Rücksichten etwas thun, was einen nachher reuen könnte, und er hat sich nie etwas aus Luzie gemacht.“

Maud sah ihren Mann mit grenzenlosem Erstaunen an.

„Meinst Du?“ fragte sie wie abwesend. Und dann sich besinnend, „Du sollst die Wahrheit hören, Tino. Er hat einen anonymen Brief bekommen, der seinen Verkehr mit mir verdächtigte — in den

Staub zog. — Durch diesen Schritt hat er meine Ehre wiederherstellen wollen.“ —

Sie hatte zuletzt sehr erregt gesprochen. Ihre Wangen brannten.

„Das war sehr überflüssig,“ sagte Heeken und balancierte ein Messer auf seiner Fingerspitze. Diese Ruhe empörte sie.

„Wenn Du den Brief nur gelesen hättest!“

„Ist nicht nötig; ich kenne seinen Inhalt.“

Sie sah ihn maßlos erstaunt an.

„Was soll das heißen, Tino!“

„Man hat mir wohl denselben zugeschickt.“

„Dir??!“ Sie sprang auf und trat dicht neben ihn. „Und Du hast nichts gesagt?“

„Wozu?“ fragte er, ohne sie anzusehen. „Ich habe ihn verbrannt.“

Einen Augenblick drückte sie die Hände gegen die Augen.

„Tino!“ sagte sie leise, ganz überwältigt von dem Gehörten.

Er lächelte, ein ganz klein wenig. Dann entgegnete er:

„Ja, siehst Du, der Bauer hat seine eigene Moral! Ich bin Euch mit keinem Gedanken zu nahe getreten. Es konnte ja gar nicht anders kommen, als wie es nun auch gekommen ist.“

Sie war ganz verwirrt, betroffen, außer sich. Etwas wie Scham durchzuckte sie und wie eine Abbitte lag in ihrem Blick. Leise legte sie ihren Arm um seinen Hals.

„Tino!“

Er schob sie nicht unfreundlich, aber unwiderstehlich von sich.

„Laß es gut sein, Maud,“ sagte er in seiner ruhigen Art. „Das taugt uns nicht.“

Beschämt ging sie von ihm und setzte sich in ihren mit Blumen dekorierten Erker.

Noch an demselben Nachmittag wurde ihr das Brautpaar gemeldet. Luzie kannte sich gar nicht in ihrer triumphierenden Freude. Trotzdem glitten ihre Blicke unablässig suchend, spürend von einem zum

anderen. Und jedesmal, wenn sie glaubte, daß über Mauds Gesicht ein Schatten flog, fand sie Gelegenheit zu irgend einer demonstrativen Zärtlichkeit für ihren Bräutigam, der still und blaß daneben saß, kaum ein Schatten des lustigen Fortunat von ehemals.

Luzie war klug genug, die Gründe, die ihn in ihre Arme getrieben, zu durchschauen, aber das „Warum" war ihr, bei ihrem Charakter, ziemlich gleichgültig; sie würde ihn sich schon ziehen, resümierte sie.

Nicht ein einziges Mal bot sich Maud Gelegenheit, ihm von Martins verblüffender Mitwissenschaft zu sprechen, nicht ein einziges Mal gelang es ihm, ihr Einverständnis wenigstens durch einen Blick zu erhaschen. —

Als sie gegangen, fuhr sich Maud mit dem Taschentuch über das Gesicht.

„Welch eine Qual," sagte sie laut. „Welch eine namenlose Qual!"

Sie fühlte genau, daß sie ihn lieber an jede andere verloren hätte, als an dieses Mädchen, die

sich zwischen jedes Wort, jeden Gedanken drängen würde, die ihn sich schließlich ganz zu eigen machen würde . . . Das Ungekannte wäre barmherziger gewesen, es lieh dem Fernen noch einen Nimbus — ließ dem Zurückbleibenden noch eine Hoffnung . . . dieser Brautstand aber tötete alles.

Sie riß und zerrte an ihrem Spitzentuch, während sie im Zimmer auf und ab lief. Das Herz zog sich ihr zusammen in richtiger, echter Eifersucht. Was hätte sie darum gegeben, dies Verlöbnis ungeschehen zu machen! —

Am nächsten Tage fuhr die amerikanische Gesandtin vor.

Als sie gegangen, lächelte Maud eigen vor sich hin. Ihr schien es, als hätte sie etwas zu hoch geschätzt, weit über seinen Wert bezahlt, das sich nun, im Grunde genommen, als etwas recht Geringfügiges erwies.

Was galten ihr auf einmal alle diese Leute, nun sie Fortunat verloren!

Neuntes Kapitel.

Ein paar klare, sonnige Tage noch, ehe der Winter kam.

In dem Gärtchen, das Heekens gehörte, ging Eva zwischen den sterbenden Blumen, den welkenden Blättern. Sie war die einzige, die oft hierher kam, die im Sommer gepflanzt und gegossen hatte und sich im stillen ihrer Lieblinge freute.

Auf diesem Fleckchen Erde fühlte sie sich jetzt am heimischsten, denn droben lag eine so drückende Schwüle über allen Bewohnern des Hauses, daß es Eva manchmal den Atem nahm.

Oder ging das nur von ihr aus?

So lange sie lebte, hatte sie wohl noch nicht so viel gegrübelt wie jetzt, der Kopf that ihr ordentlich

weh davon, aber das Resultat blieb immer dasselbe, so sehr sich ihr Herz auch dagegen wehrte. Es war eine Sünde, einen verheirateten Mann zu lieben, und sie mußte dieses Gefühl ausrotten mit Stumpf und Stiel, wollte sie ein rechtschaffenes Mädchen bleiben.

Daß es der Martin war, that nichts zur Sache. — Wenn nur wenigstens ein Kind dagewesen wäre, ein kleines, unschuldiges Geschöpfchen, an das sie ihr Herz hätte hängen können, das dem Vater geglichen, und auf das sie allmählich ihre tiefe Liebe hätte übertragen können, aber so blieb ihr nichts. — Seine Mutter, das war doch etwas ganz anderes, und seine Frau — vor der fürchtete sie sich von Tag zu Tag mehr, um so mehr, je erfolgloser sie bisher gegen ihre Liebe gekämpft hatte.

In ihre Gedanken versenkt, stand sie vor dem Georginenbeet und sah auf die hängenden Köpfe der Blumen, ohne doch etwas zu sehen. Sie hörte auch nicht, daß jemand den schmalen Weg hinter ihr herkam, angelockt durch das helle Kleid, das er hatte von weitem schimmern sehen.

Dicht hinter ihr schlang er plötzlich einen Arm um ihre Taille, die eine Hand deckte er auf ihre Augen.

Mit einem Schreckensschrei fuhr sie zusammen.

„Martin!“ sagte sie dann zitternd, bemüht, die Hände fortzuschieben.

Es gelang ihr nicht, vielmehr bog er ihr fast gewaltsam den Kopf hintenüber und suchte ihre Lippen zu erreichen.

Ein Geruch von Cigaretten und Parfüm stieg ihr in die Nase. Das war nicht Martin, und in demselben Augenblick hatte sie ihre Körperkräfte, die vorher zu versagen drohten, wieder.

Mit einem Ruck riß sie die Hand von den Augen und sah in Emil Quensels rotes, gieriges Gesicht.

„Nicht schreien, schöne Eva!“ flüsterte er ihr heiser in das Ohr. „Nur einen Kuß — einen ganz kleinen Kuß.“

Zornige Röte überflammte ihr Gesicht.

„Gehen Sie weg, Herr — lassen Sie mich in Ruhe,“ gebot sie mit blitzenden Augen.

„Das glaubst Du doch selbst nicht, daß ich so dumm sein werde," gab er brutal zurück. „Ich bin froh, den scheuen Vogel einmal gefangen zu haben."

Und er drückte sie an sich mit aller Kraft.

Eva biß die Zähne zusammen und setzte sich zur Wehr.

Sie rangen miteinander, lautlos; immer heftiger, immer leidenschaftlicher. Das Mädchen im Zorn, der Mann in heißem Begehren. Mit einer Hand stemmte sie sich gegen seine Brust, aus ihren Augen blitzte es, halb verächtlich, halb höhnisch.

„Lassen Sie mich in Ruh', Herr," sagte sie etwas undeutlich von dem Schreck, „oder . . ."

„Oder Du rufst Deinen Liebsten — den Martin," vollendete er höhnisch, denn ihr Widerstand erbitterte ihn.

„Und wenn ich es thäte!"

Die blitzenden Augen, die wogende Brust sprachen deutlicher von ihrer Erregung als die Stimme, aber sie machten Emil noch viel unvorsichtiger.

„Thu es nicht," sagte er höhnisch. „Der Martin,

der hat eine Frau — das könnte Dir schlecht bekommen."

Statt aller Antwort bog sie sich in seinem Arm zurück.

„Martin!" rief sie hell und laut. „Martin!" — Dieser da sollte nicht glauben, daß sie irgend etwas zu scheuen hätte.

Beinahe hätte Emil „dummes Frauenzimmer" gerufen, aber er besann sich noch zur rechten Zeit; nur ohne einen Kuß sollte sie ihm jetzt erst recht nicht davon kommen, ehrenhalber nicht. Und er riß sie, die sich jetzt geborgen wähnte, an sich und drückte seine Lippen auf ihren purpurnen Mund.

Auf einmal fühlte sich Emil Quensel am Kragen gepackt, und ehe er noch wußte wie ihm geschah, lag er mitten im Georginenbeet. „Lump — elendiger!" sagte Martin verächtlich. „Läßt Du mir gleich das Mädel in Ruh!"

In diesem Augenblick lachte Eva laut auf, als sie ihren Gegner mitten unter den Blumen am Boden liegen sah, sie konnte sich nicht helfen, und

Emil hatte selbst das Gefühl, als ob er diesen beiden Naturkindern gegenüber keine glänzende Rolle spiele. Auch Martin lachte, aber er lachte grimmig und verächtlich, so als wäre es nicht ratsam, ihm noch lange vor Augen zu bleiben. „Daß Du Dich nicht unterstehst und mein Haus noch mal betrittst,“ sagte er. „Wir zwei sind fertig miteinander.“

Und Emil mußte vor diesen beiden Menschen, die ihn verächtlich wie einen Hund behandelten, aufstehen, die Erde von seinem Rock abklopfen und den Garten verlassen. Seine Eitelkeit krümmte sich, er biß die Zähne zusammen, daß sie knirschten. Wut und Rache lebten in ihm.

Wie konnten sich diese beiden erfrechen, ihn so zu behandeln! Diese beiden Schuldigen, die er schließlich in der Hand hatte!

Und als er nun aus dem Garten ging, da hörte er noch einmal Evas Lachen hinter sich.

O, sie sollte noch blutige Thränen weinen, dafür wollte er schon sorgen! —

Aber Evas Lachen verstummte als der Verhaßte verschwunden war, scheu sah sie auf.

„Gott, Martin — er ist ein schlechter Kerl, das verzeiht er Dir nicht.“

Heeken lachte.

„Er soll es auch gar nicht, Ev'! Den bin ich hoffentlich los. Ich habe genug von der Sorte! O, ich wünschte, ich könnte so alles loswerden. Alles!“ —

Aber Evas bekümmertes Gesicht hellte sich nicht auf. „Mir ist angst, Martin!“ — Und plötzlich die Hände ineinanderfaltend, flehte sie mit feuchten Augen: „Laß mich gehen — nach Hause — in einen andern Dienst — mir ist, als wenn ich mit Gewalt fort müßte!“

Er sah sie traurig an.

„Ich kann Dich ja nicht halten, Ev'! — Daß, wenn Du gehst, kein Mensch mehr da ist, der für mich sorgt, keiner, der mir zur Freude ist, das braucht Dich ja nicht weiter kümmern. Also geh nur.“ Er wandte sich ab, sie verschluckte ihre Thränen mit aller Kraft.

„Nein," sagte sie hastig, „das sollst Du nicht sagen können, Martin, daß ich so undankbar wäre — wenn ich Dir von Nutzen bin — dann bleibe ich gewiß . . ."

Sie standen jetzt im Atelier. Heeken sah zum Fenster hinaus und drehte ihr den Rücken, er wandte sich auch nicht zu ihr.

„Wenn es Dir aber ein Opfer wäre — das will ich auch nicht, Ev'."

Trotz ihres Kummers, ihres Schreckens vorhin, mußte sie wieder lachen.

„Ein Opfer, daß ich bei Dir bleibe, Martin? Rede doch nicht solchen Unsinn — wo könnte es mir wohl besser gefallen als hier bei Dir — aber —" sie stotterte . . . was sie jetzt aussprechen wollte, blieb doch wohl lieber verschwiegen — wie sollte er es deuten, daß sie vor ihm floh, wenn er nicht der Wahrheit nahe kam.

„Ich wollte Dir auch noch danken für vorhin," sagte sie hastig, wischte die Hand an der Schürze ab und reichte sie ihm. „Wenn Du nicht dazuge-

kommen wärst — lange hätte ich mich nicht mehr wehren können."

Er berührte ihre Hand nur flüchtig, sein Gesicht war finster.

„Keine Ursache!" erwiderte er kurz.

Sie ging hinaus, über seine plötzliche Unfreundlichkeit grübelnd; und er sah sie wieder vor sich in Emils Arm, sie, die er sich nicht einmal zu berühren traute, und der Zorn stieg ihm noch einmal hoch. Er ballte die Fäuste und stieß halblaute Verwünschungen aus.

Zehntes Kapitel.

Daß der Brautstand zwischen Fortunat und Luzie große Freuden für ersteren barg, konnte niemand, der tiefer hineinsah, behaupten. Es gab wohl keinen zerstreuteren, niedergedrückteren Bräutigam als Lex, und alle Zärtlichkeiten seiner Braut waren nicht imstande, ihn aufzuheitern, im Gegenteil machten sie gerade ihn immer zurückhaltender.

Im geheimen weinte Luzie viele zornige Thränen, sie zermarterte sich den Kopf, auf welche Weise es ihr gelingen werde, das Herz desjenigen, der ihr nun bald auf der Welt am nächsten stehen sollte, auch für sich zu gewinnen, allein es blieb alles fruchtlos. Fortunat merkte gar nicht, daß sich Luzie neben ihm fast verzehrte, nur eins kam ihm täglich

deutlicher zum Bewußtsein, daß sie sich mit aller Kraft jeder Annäherung an das Heekensche Haus widersetzte. Bald scherzhaft, bald pikiert wußte sie jeden ferneren Besuch zu vereiteln, denn sie empfand in Maud das eigentliche Hindernis ihres Glückes. So sah denn Fortunat mehr und mehr die Hoffnungen schwinden, die er sich auf ein allmähliches freundschaftliches Zusammenleben gemacht hatte, nun er der Welt den Stein des Anstoßes in seiner ungebundenen Person aus dem Wege geräumt hatte.

Je klarer er sich darüber wurde, daß Himmel und Erde nicht so trennend zwischen sie treten konnten als Luzies zierliche Gestalt, je unglücklicher fühlte er sich, je mehr drückten ihn die Fesseln, die er sich in falsch angewandtem Heroismus selbst angelegt.

Und wie fest ihn Luzie hielt! Da gab es kein Entrinnen! Manchmal hatte er das unheimliche Gefühl, als ständen sogar seine Gedanken unter ihrer Kontrolle.

Gelegentlich einer hingeworfenen Bemerkung ihrerseits fiel ihm einmal das Prahlen ein, mit

dem sie vor einem Jahr von ihrer Toleranz gesprochen; damals hatte er es ihr geglaubt, und vielleicht wirkte die Erinnerung noch halb unbewußt nach, als er sie jetzt gebeten, seine Frau zu werden. Nun wußte er längst, daß es sich in Wirklichkeit ganz anders verhielt, und er machte sie bei einer abermaligen Weigerung, Maud zu besuchen, darauf aufmerksam.

„Du sollst ja allein gehen — ich verlange ja gar nicht mitgenommen zu werden,“ sagte er, und bosselte da irgend etwas aus Brotkrume zusammen, um nicht aufsehen zu müssen. „Frau Heeken ist sicher viel allein und wird es Dir danken.“

Sie sah ihn mit funkelnden Augen an.

„Hast Du Sehnsucht nach ihr? Möchtest Du etwas von ihr hören? Dann suche Dir nur einen andern Postillon d'amour,“ sagte sie scharf. „Oder glaubst Du etwa, ich gebe meinen Ruf einer Frau willen preis, die die Welt so in Bann und Acht gethan hat wie Maud?“

„Um meinetwillen,“ setzte er bitter hinzu, denn meistens, wenn zwischen ihnen das Gespräch auf

Maud kam, spielte Luzie diese Bemerkung als Trumpf aus.

„Sei froh, daß ich das vergessen will."

„Du hast nichts zu vergessen," brauste er auf, denn sie hatte ihn die letzten Tage unerhört mit ihrer Eifersucht gepeinigt, sprang auf, warf den Stuhl um und stürmte hinaus.

„Das hast Du ja möglichst dumm gemacht," sagte Emil, der im Nebenzimmer gesessen hatte, hineinkommend zu seiner weinenden Schwester.

„Glaubst Du, daß Lex darauf brennt, sich von Dir täglich ein Sündenregister vorhalten zu lassen? Er wird bald ergebenst danken. Papa bei seiner kindlichen Naivität ist es schon aufgefallen, was für ein sonderbares Brautpaar Ihr seid, und das will viel sagen."

„Ich kann es mir doch nicht gefallen lassen," schluchzte Luzie, „daß sein drittes Wort immer Maud — Maud — Maud — ist! Und wahrscheinlich sein einziger Gedanke."

„Wahrscheinlich!“ gab er zu. „Aber dagegen giebt es kein Mittel. Geheul und Grobheit vertreibt ihn wohl am sichersten.“

„Du hast eben kein Herz!“ seufzte Luzie, aber sie weinte nicht weiter. Daß Emil recht hatte, wußte sie genau, nur konnte sie ihr Temperament nicht immer zügeln, wenn sie sich auch nachher über sich selbst ärgerte.

„Übrigens hielt heute der Wagen des amerikanischen Gesandten vor Heekens Haus. Ich erkannte die Livree. Frau Maud scheint sich wieder in die Höhe zu krabbeln.“

„O Gott, ich hasse sie!“ schrie Luzie aus tiefster Brust. Was half es ihr, Fortunats Braut zu sein, wenn sein Herz an Maud hängen blieb. Was half ihr ihre feingesponnene Intrigue, ihr Schüren und Klatschen den langen Sommer hindurch, wenn der Besuch der Gesandtin das mit einem Schlage vernichtete.

Sie hätte in ohnmächtigem Zorn rasen können, nahm sich aber mit allem Ernst vor, duldsamer gegen

Fortunat zu sein. Emils Worte hatten sie tödlich erschreckt, denn nichts lag ihr ferner als der Gedanke, ihren Bräutigam aufzugeben.

Nach einem Tag der Qual, des Ringens mit sich selber, kam er denn auch wieder, der arme Fortunat, gedrückt bei Luzies Zärtlichkeiten, noch gedrückter bei den freundlichen Worten des von ihm hochverehrten Professors. Emil lag im Bett und ließ sich nicht sehen, er wäre gefallen, hieß es.

Als einen Augenblick Luzie das Zimmer verließ, rückte der alte Herr seinem jungen Schüler ganz nahe, dann sah er sich vorsichtig um, ob auch niemand lausche.

„Fortunat,“ sagte er endlich eindringlich. „Es scheint mir, als fehlt Ihnen etwas. Sie sind so anders als sonst — so gedrückt! Wenn es etwa Ihr Verhältnis zu meiner Luzie ist, lieber Junge, was Sie drückt — ich wollte Ihnen nur sagen, meinetwegen brauchen Sie sich da keinen Zwang anzuthun — die Ehe ist nämlich etwas sehr Ernstes — Schweres mitunter — wer sie einem tragen hilft — das will

gründlich erwogen sein. Jeder paßt nicht zu jedem . . . und es ist ein ganzes langes Leben, das man vor sich hat in Ihrem Alter. — So, das wollte ich Ihnen nur sagen.“ —

Er nickte ihm freundlich zu und ging hinaus. Seinem großen, guten Herzen hatte er genug gethan. Er wollte seinem langjährigen Lieblingsschüler keine moralische Fessel anlegen und das sollte er wissen.

Fortunat deckte die Hand über die Augen.

Also es gab noch eine Freiheit für ihn! Darauf hatte er gar nicht mehr gerechnet, obgleich ihn die Bande, die er sich selbst angelegt, wund drückten. Es gab noch eine Freiheit!

Aber was sollte er mit der? Sein Leben war ja doch, so oder so, in seinen Grundfesten erschüttert, zerbrochen meinte er sogar.

Und was für edle Motive ihm dieser alte Mann, der ihm immer ein Freund und ein Vater gewesen war, unterlegte! Er setzte voraus, daß es Dankbarkeit gewesen, Anhänglichkeit an ihn —

mußte er sich nicht eigentlich schämen, daß es so ganz, ganz anders lag?

Fortunat fühlte sich bedrückt, daß er gerade hier zu hoch taxiert worden war, wo er sich eigentlich schuldig fand. Schuldig? Nein, das war es auch nicht! Luzie hatte genau gewußt, wie es um ihn stand, auch ohne große Erklärungen seinerseits. Sie hatte ihn doch genommen. — Nun war er wohl verpflichtet, ihr Treue zu halten, obgleich er ein verfehltes Leben vor sich sah, und der Lockruf der Freiheit durfte nicht weiter dringen als bis an sein Ohr.

Ob sich Maud nach ihm sehnte, so wie er sich nach ihr, oder ob sie mit ihrem etwas herben, selbstbeherrschten Charakter schon mit sich fertig war? Wer ihm das doch beantwortet hätte!

Daß sich ihr die Gesellschaft wieder näherte, hatte er erfahren; also war sein Opfer nicht umsonst gebracht worden, sagte er sich. Was er aber nicht erfuhr, war, daß sich Maud aus dieser Gesellschaft gar nichts mehr machte. Sie empfand ihren Be-

suchern gegenüber fast ein Gefühl von Feindseligkeit, denn Rücksicht auf diese war es ja gewesen, die sie veranlaßt hatte, den einzigen Freund von sich zu weisen, den sie je besessen. Ohne ihn schlichen die Tage langsam und freudlos hin; es gab jetzt keine Stunde mehr, auf die sie sich freute, keine, die sie entschädigte für die Inhaltslosigkeit und Einsamkeit der andern. Warum hatte sie das gethan? Fühlte sie sich wirklich nicht mutig genug zu dem Kampf mit den Vorurteilen, selbst wenn man ihr schließlich eine Niederlage bereitet hätte? Was lag ihr eigentlich an all diesen Menschen? Sie begann ihren Verkehr daraufhin zu prüfen und wurde immer mutloser. Da war niemand, von dem sie je hätte einen Freundschaftsdienst fordern dürfen, und der einzige, dessen sie sicher war, den hatte sie selbst verbannt, und in eine unglückselige Zukunft gehetzt.

Sie vergaß ganz, daß sie sich liebten. Es war bisher alles unausgesprochen und rein zwischen ihnen geblieben, so hätte es in alle Ewigkeit bleiben können. Eine Gewähr dafür waren ihre beiderseitigen Charaktere.

An Luzie durfte sie nun schon gar nicht denken, dann kroch ihr etwas durch die Adern, das ihr den Atem nahm.

Sie hatte den Wagen bestellt und war in eine Kunstausstellung gefahren. Mehr um die Zeit totzuschlagen, etwaigen Besuchen zu entgehen, als um sich zu erbauen. Die Kunst hatte ihr, zum Dank für ihre Begeisterung, übel mitgespielt. Auf einem der roten Sammetsofas sitzend, sah sie auf die Bilder an den Wänden, etwas gedankenlos, denn ihr fiel es unwillkürlich ein, wo wohl Fortunat jetzt sein könne — da hörte sie sich plötzlich angeredet.

„Meine gnädige Frau! . . . Welch ein Zufall, Sie hier zu sehen!“

Sie wandte sich dem Sprechenden zu. Emil stand vor ihr.

„Ah, Herr Quensel.“

Ihre Worte klangen nicht sehr enthusiastisch, aber Emil war von Mauds Seite nie besondere Behandlung zu teil geworden, er durfte es daher dreist ignorieren. Und das that er denn auch.

„Sie gestatten doch, daß ich mich zu Ihnen setze. Ein so seltenes Glück muß man festhalten. — Und wirklich, ich bin dem Schicksal ganz besonders dankbar für dieses Zusammentreffen.“

Ehe sie etwas erwidern konnte, saß er schon, schlug ein Bein über das andere und starrte tiefsinnig auf die Bilder ringsum.

Maud hatte ihn mit einem flüchtigen, erstaunten Blick gestreift, dann sich gleichgültig zurückgelehnt, Emil war ihr ja zur Genüge bekannt.

„Ich möchte Ihnen etwas sagen, gnädige Frau, und finde den Anfang nicht,“ begann er nach einer kleinen Pause.

Sie zwang ein konventionelles Lächeln auf ihre Lippen. Im Grunde war es ihr unsäglich gleichgültig, was ihr Quensel anzuvertrauen hatte. „Was betrifft es denn?“ fragte sie mit höflicher Kühle.

„Was? Fragen Sie lieber wen, gnädige Frau, und wir kommen der Sache erheblich näher.“

„Nun also, wen!“

„Sie und meinen guten Freund Martin. Ja!

— Gestatten Sie mir, daß ich aus Freundschaft für Sie beide ganz deutlich werde."

„O, gewiß; wenn Sie das für nötig halten?"

„Für nötig in Ihrem Interesse."

Sie sah ihn nun doch etwas gespannt an. Als er noch ein Weilchen seinen Lackschuh nachdenklich hin und her tanzen ließ, fragte sie:

„Nun?"

„Sie haben ein junges Mädchen in Ihrem Hause, Eva heißt sie, nicht wahr? Ist sie zu Ihren speciellen Diensten da?"

„Nein; für meine Schwiegermutter, aber wirklich, Herr Quensel, ich begreife nicht . . ."

„Was mich das angeht? — Natürlich nichts, aber Sie desto mehr, meine gnädige Frau."

Maud hatte sich zu ihm herumgedreht.

„Wollen Sie nicht diese geheimnisvollen Andeutungen lassen und ehrlich reden?" fragte sie beinahe ungeduldig. „Sie haben doch einen Zweck dabei."

„Ja. Seit Wochen schon quält es mich, ob

ich schweigen oder sprechen soll. Da gab kürzlich ein Vorfall in Ihrem Garten den Ausschlag. Sind Sie blind aus Gesinnungsvornehmheit, bin ich es Ihnen schuldig, zu schweigen, sind Sie es aus Klugheit, können Sie meine Worte vergessen."

Maud runzelte die Stirn.

„Was heißt das?"

„Das heißt, daß Ihr Mann und dies Mädchen in den zärtlichsten Beziehungen zu einander stehen, daß ihnen weder Ihr Haus noch Ihre Person heilig ist."

Mauds Augen blitzten.

„Unerhört!" sagte sie und preßte das Taschentuch zusammen.

„Das sage ich auch!" Emil beugte sich jetzt ganz nahe zu ihr. Wie wohl ihm in diesem Augenblick war, wo er Rache nehmen konnte an allen dreien. „Aber Sie müssen bedenken, gnädige Frau, Art läßt nicht von Art. Als Sie Heeken damals mit Ihrer Hand beglückten, war er im Herzen, trotz seiner Künstlerschaft, ein Bauer. Das ist er heute

noch. Das wird er bleiben sein Leben lang. Sie, Ihre Erscheinung, Ihr Wesen waren gar nicht imstande, auf seine robusten Instinkte einzuwirken, er verhielt sich immer ablehnend gegen Sie, und nur Ihr Reichtum lockte ihn. Jetzt tritt eine Schöne aus seinen Kreisen ihm entgegen, derb, gesund, robust wie er, natürlich, daß sie leichtes Spiel mit ihm hat. Um so mehr, da sich alte Beziehungen von früher hineinmischen. Den Menschenkenner wundert es nicht. Nur daß man Ihr Haus nicht rein hält, ist der Vorwurf, den ich ihm mache; so viel Ehrerbietung muß er vor Ihnen haben. Mag er doch die Person wo anders hinbringen. Hindern werden Sie nichts können, aber auf ihre Entfernung müssen Sie dringen. — Das war es, was ich Ihnen sagen wollte."

Sie hatte die Zähne in die Unterlippe gegraben, ihre Brust wogte. Also betrogen —, von dem Mann, dem sie alles gegeben, was sie besaß. Unerhört betrogen!

Ihr Stolz wand und krümmte sich bei diesem

Gedanken, denn es war ein Dienstmädchen, von ihr bezahlt, das sich rühmen konnte, die Liebe ihres Mannes zu besitzen. Welch eine Demütigung! Und daß es ihr Quensel sagen mußte! Gerade der!

Mit Blitzesschnelle fiel ihr alles wieder ein. Heekens Drängen um Evas Kommen, sein verändertes Wesen — Evas Schüchternheit, ja Demut ihr gegenüber! So benimmt sich nur ein schlechtes Gewissen. — War sie denn bisher mit Blindheit geschlagen, daß sie nichts bemerkt hatte? Wie mochte man in ihrem eigenen Hause über sie spotten und lachen! Und zu denken, daß Fortunat . . .

„Gnädige Frau," sagte Emil wieder mit heuchlerischer Teilnahme, „ich bedaure wirklich, daß Ihnen meine Mitteilungen so tief gegangen sind. Bei dem Eindruck, den Ihre Ehe machte, konnte ich das nicht voraussetzen, vielleicht hätte ich sonst doch geschwiegen . . ."

Sie unterbrach ihn heftig.

„Lassen wir das, bitte! Ihre Anschuldigungen müssen sich aber doch im wesentlichen auf irgend

etwas Thatsächliches stützen. Darf ich darum bitten? Da Sie sich nun doch einmal zum Hinterbringer solcher Dinge hergegeben haben, werden Sie auch davor nicht zurückscheuen, denke ich."

Emil war rot geworden, ihre Worte trafen ihn doch wie ein Peitschenhieb, mehr noch der Ton. Gedrückt erhob er sich.

„Gnädige Frau, ich bedaure, daß meine Teilnahme für Sie mich so weit hingerissen hat — gestatten Sie mir, mich Ihnen zu empfehlen."

Aber Maud war aufgesprungen.

„Nein, so entkommen Sie mir nicht," sagte sie hart. „Thatsachen! Thatsachen!" —

Sie gingen anscheinend von einem Bild zum andern, in Wahrheit aber erzählte Emil seine sommerliche Begegnung mit dem Paar als Rendezvous im Garten, das er ahnungslos gestört hätte . . . Maud hörte zu. — Es klang alles so natürlich, so gar nicht zu bezweifeln, ihre Brust fühlte sie immer gepreßter, ihr Herz immer schwerer werden. — Nicht den Verlust ihres Mannes beklagte sie, daß sie ihn immer

nur äußerlich besessen, wußte sie genau, aber daß ihr das geschehen konnte! Ihr! Und um einer solchen untergeordneten Person willen, das empörte sie.

Sie hatte ihm Reichtum, Bildung, Schönheit, gebracht, er hatte keins von allen gewürdigt, das Mädchen aus dem Volk mußte kommen und ihn lehren, was Liebe sei — ihn — den Künstler!

Daß Emil immer noch gesprochen, hatte sie gar nicht mehr gehört, erst allmählich kamen ihr wieder seine Worte zum Bewußtsein.

„So ist es einmal im Leben, meine gnädige Frau, wo Sie auch hinsehen mögen, und erscheint es anders, trügt eben nur die Oberfläche. — Art zu Art. — Auch die Seelen haben ihre Sprache und wollen verstanden sein.“

Sie trat ungeduldig mit dem Fuße auf.

„Art zu Art, ganz recht. Aber ein Künstler ist doch wohl hinausgewachsen über beschränkte Verhältnisse, will und kann höher hinaus, über sich selber, durch die Kraft seines Genies.“

Emil lächelte.

„Warum gerade ein Künstler? Die Erziehung macht den Menschen, nicht das Genie. Wir beide, gnädige Frau, trotz Ihrer Abneigung gegen mich, wären ein besseres Ehepaar geworden als Sie mit Heeken, davon bin ich überzeugt. Dieselbe Lebensatmosphäre, das ist die Grundbedingung einer Ehe.“

Sie schüttelte den Kopf. Nicht an ihn dachte sie, aber an Fortunat. Das wäre der Rechte gewesen — gewiß. Aber blind waren sie aneinander vorübergegangen.

„Ich will nach Hause,“ sagte sie plötzlich, aber diesmal hielt er sie zurück.

„Nein, gnädige Frau, noch nicht. Geben Sie erst der Überlegung Raum. Jetzt würden Sie die Schuldigen rufen lassen und richten wollen, das wäre verfehlt. Alle beide leugnen natürlich, denn sie sind auf eine Entdeckung vorbereitet. Warten Sie die Gelegenheit ab, überraschen Sie sie, wenn sie glauben, Sie sind fort. Rache ist ein Gericht, das am besten kalt genossen wird.“

Er sprach die letzten Worte so hämisch, daß ihn Maud erstaunt ansah.

„War dies auch ein Racheakt Ihrerseits?“ fragte sie dann.

„Ehrlich gestanden, ja!“ Er zögerte nicht einmal bei diesem Bekenntnis. „Ich habe es Heeken nie verziehen, daß er sich zwischen Sie und mich gedrängt hat.“

Sie zuckte die Achseln. — Und dann endlich saß sie allein in ihrem Wagen und gab dem Kutscher Befehl, eine Stunde spazieren zu fahren. Sie wollte sich erst sammeln. — Warum hatte sie das Gehörte so erschüttert? War es nur Zorn und Demütigung, oder noch etwas anderes, das sie quälte? Immer wieder tauchte der Gedanke an Fortunat in ihr auf, an sein zerstörtes Leben, denn daß er sie noch liebte, daran kam ihr kein Zweifel. Wie glücklich hätte sich alles fügen können, wenn sie nicht eigenmächtig das Schicksal gelenkt hätte.

Nun es aber einmal geschehen war, konnte sie sich keinen Vorwurf machen, mit aller Selbstver=

leugnung hatte sie die Versuchung zurückgewiesen — ihr Mann dagegen . . . Eigentlich durfte es sie nicht wundern bei seiner nie geübten Selbstbeherrschung, der geringen Schulung seiner Instinkte, deshalb hatte sie ja doch immer innerlich auf ihn herabgesehen, so wenig sie sich auch davon merken ließ. Es war nur natürlich, daß er unterlag.

Aber da biß sie schon wieder die Zähne auf die Lippen, und ihr Stolz erbitterte sich, daß es gerade so ein unbedeutendes Mädchen sein mußte, dem sie unterlag.

Sie begann zu überlegen. Was sollte sie thun! Ihren Mann gerade heraus fragen? Er würde leugnen — natürlich. — Das Mädchen aus dem Hause weisen? Gleich? Noch heute? Nein, Emil hatte recht, zuerst mußte sie Gewißheit haben. Aber dieselbe erlauern, erstehlen, das ging gegen ihr Empfinden, würdigte sie vor sich selbst herab.

Wenn sie sich nur einem Menschen hätte anvertrauen können, aber sie hatte niemand. —

Notdürftig ruhig kam sie endlich nach Hause, und eigentlich halb gegen ihren Willen ging sie in das Atelier. Wenn ihr Mann da war, gab es vielleicht doch einen Anhaltspunkt. Ihr wollte es jetzt scheinen, als sei seine Handlungsweise mit dem anonymen Brief, die ihr zuerst fast imponiert hatte, nur ein Zeichen seines bösen Gewissens, wenn — diese Sorte, wie sie sich verächtlich zu sich selbst ausdrückte, überhaupt ein Gewissen hatte!

Aber er war ausgegangen. — Aus Frau Heekens Stube hörte sie Evas Stimme und blieb zögernd einen Augenblick an der Thür stehen.

Wenn sie mit Eva sprach? —

Aber die Mädchen dieses Standes kennen ja keine Verschwiegenheit. Sie würde es der Dienerschaft erzählen, der Alten, deren boshaft höhnisches Grinsen sie ordentlich vor sich zu sehen meinte, und die der verhaßten Schwiegertochter sicher den Ärger gönnte.

Nein, das ging alles nicht. Sie mußte die Beweise in Händen haben und bis dahin schweigen.

Aber obgleich nur Eitelkeit und Stolz in ihr litt, es war doch recht schwer zu tragen, so allein! — Wie oft hatte sie schon begonnen an Fortunat zu schreiben und doch die Briefbogen jedesmal zerrissen, nachdem sie sich mit Schmerzen bewußt geworden, daß sie kein Anrecht mehr an ihn besaß, daß sie ihn nur in Kollision mit seiner Pflicht bringen würde. —

Recht müde und matt, recht abgespannt und niedergedrückt vom vielen Grübeln fuhr sie eines Abends ins Theater. Sie wollte sich amüsieren und zerstreuen.

Heroisch hatte sie bisher jedem Spionieren, jedem Horchen widerstanden, sie fand es ihrer unwürdig. Ein Zufall sollte ihr zu Hilfe kommen, hoffte sie, ohne daß sie sich dabei erniedrigte. Heut abend war das Stück langweilig, und im zweiten Akt meldete sich ihr altes Kopfleiden. War es nicht am besten, sie fuhr nach Hause, gönnte sich Ruhe und ging zu Bett?

Sie nahm einen Wagen; Nina mochte dem Kutscher Bescheid bringen. Es fröstelte sie und zuweilen befiel sie eine Beklemmung, daß sie laut atmen mußte.

„Wie elend mir doch ist,“ sagte sie vor sich hin und deckte mit der Hand die Augen.

Endlich war sie zu Hause. Seit einiger Zeit öffnete sie sich meist die Thüre selbst, es schien ihr bequemer; so auch heut. Und nun trat sie wieder ein in diese prunkvolle Einsamkeit, in der kein bißchen Liebe, kein bißchen Gemeinsamkeit mit wohnte, und ging hastig, auf den dicken Teppichen unhörbar, durch all die erhellten Zimmer bis in ihren Ankleideraum.

Er war einsam wie die übrigen. Es kam Maud vor, als herrsche trotz aller Wärme eine frostige Temperatur darin, und den Mantel abwerfend, setzte sie sich auf die Chaiselongue. Das Gas surrte über ihrem Haupt, die Uhr tickte und ihr Herz schlug unruhig, als ginge sie einer Entscheidung entgegen. —

Kurze Zeit vorher, ehe Maud aus dem Theater ungesehen und unerwartet zurückkehrte, rief Heeken mit lauter Stimme aus seinem Atelier nach Eva.

Sie sahen sich jetzt selten; es hatte beinahe den Anschein, als vermeide einer den andern, trotzdem folgte sie sofort seinem Ruf. Es wäre ihr gar nicht

eingefallen, ihn warten zu lassen oder etwa Bedenken zu tragen. Er war eben der Herr.

Als sie eintrat, streckte er ihr den Arm entgegen.

„Schau, Ev', vom Hemdärmel ist mir der Knopf abgesprungen, das hindert nun in der Arbeit. Willst Du es in Ordnung bringen?"

„Den Schaden werden wir gleich kurieren," sagte sie, mit den prachtvollen Zähnen lächelnd, denn der Untergrund ihrer Natur war sonnige, schalkhaftige Fröhlichkeit, die immer sofort zum Durchbruch kam.

Sie nahm eine Nähnadel mit langem, weißem Faden aus dem hellen Kleid und bemächtigte sich des Armes. Dabei trat sie ihm ganz nahe, so nahe, daß das helle Blond des Haares vor ihm aufflimmerte und ihre Schulter ihn fast berührte. Stumm und still standen sie alle beide, Eva eifrig beschäftigt, Martin die Augen auf das Haar und den schmalen Streifen festen, rosigen Fleisches gerichtet, der zwischen Kragen und Haar heraustrat, bis ihm schwindelte.

„So!" sagte sie und biß mit den blanken Zähnen den Faden durch. „Der hält, Martin." — In dem=

selben Augenblick fühlte sie sich leidenschaftlich umfaßt und an ein klopfendes Männerherz gepreßt.

„Ev'!“ flüsterte er nur. Und dann trafen sich ihre Augen; ihr Kopf sank in den Nacken, und ohne Bedenken, ohne ein Zurückweichen ihrerseits, küßten sie sich heiß und schweigend. Nur das Gefühl hatte in diesem Augenblick Macht über beide. Was kümmerte es sie, daß es ein Unrecht, daß er verheiratet war, sie dachten nichts, sie fühlten nichts als nur ihre gegenseitige Nähe, ihre Liebe.

„Ev'!“ — Und wieder und wieder preßten sich seine Lippen auf die ihrigen, umklammerten seine Arme ihren blühenden Leib, der sich ihm nicht entzog.

Er setzte sich in den kostbaren, geschnitzten Stuhl und riß das Mädchen auf seine Kniee, immer noch schweigend, und ebenso legte sie beide Arme um seinen Hals und sah ihm tief in die Augen. Was brauchten sie zu reden! Daß sie sich liebten, wußten sie ja.

Und die marmornen und gipsernen Gestalten, die er geschaffen, sahen ebenso schweigend auf sie herab, und das helle Arbeitslicht überstrahlte alles

gleichmäßig, als gäbe es kein Dunkel und keine Schuld.

„Sieh, Martin," sagte Eva nach einer langen Weile, „daß es so kommen würde, wußte ich, ich habe Dich ja viel zu lieb dazu gehabt, all mein Lebtag, und Du mich auch. Gelt?"

Er preßte ihren Kopf fest, fest gegen seine Brust, ein dumpfes Stöhnen rang sich hervor.

„Wir hätten so glücklich sein können, Eva! Das verfluchte Gold hat mich geblendet! So sehr glücklich, Eva!"

Und wieder umschlossen seine Hände ihren Kopf, und wieder küßte er sie, als könne er nicht genug bekommen.

„Wäre ich Dir nicht zu gering gewesen, Martin?"

„Du!" sagte er, mit einem Ton so zärtlicher Innigkeit, wie er ihm noch niemals über die Lippen getreten war. „Arm wollt' ich sein — und von allen verachtet, wenn ich Dich haben könnt', Eva, mein Schatz."

Ihre Augen füllten sich mit Thränen.

„Red' nicht so was, Martin. All meine ganze große Lieb' zu Dir reichte ja nicht aus, um Dir das zu vergelten! Aber vergessen, daß Du mir das gesagt hast, will ich nie, so alt ich auch werde."

„Ich will es Dir täglich sagen — jede Stunde," flüsterte er leidenschaftlich in ihr Ohr.

Sie schüttelte den Kopf, die Thränen perlten über ihre Wangen. Hinter seinem Nacken faltete sie die Hände.

„Ich wußte daß diese Stunde käme, Martin, wenn ich hierblieb, und ich weiß, daß alles so kommen wird, wie Du es willst — weil ich Dich eben allzu lieb habe — aber darum muß ich fort, ganz fort — denn schlecht, siehst Du, schlecht will ich nicht werden."

Sie klammerte sich noch fester an ihn an und schluchzte laut auf.

„Aber ich lasse Dich nicht!" schrie er.

„Du wirst es selbst nicht wollen, daß ich schlecht werde," sagte sie ganz demütig. „Du gewiß nicht, Martin. Denk an meinen Vater und an meine

Mutter — und wenn wir auch beide den besten Willen hätten — kommen thät es doch, darum laß mich gehen!" —

Er stieß einen Laut aus, als litte er körperliche, unerträgliche Qualen und bohrte seinen Kopf fest in ihren Arm. Sie hatte recht, er wußte es nur zu genau, aber sie gehen zu lassen, überstieg doch seine Kräfte. Die ganze leidenschaftliche Sehnsucht nach Liebe, die ihn gequält, sein heißes Blut, alles lehnte sich dagegen auf.

„Du bleibst, Ev'!" sagte er heiser und packte rauh ihren Arm.

Aber sie schüttelte den Kopf.

„Ich bin Dir viel zu gut, um Dich unglücklich zu machen — wenn ich auch jetzt nicht einmal an mich denke. — Du könntest ja Deiner Frau nicht mehr in die Augen sehen. Für Leute wie uns, Martin, giebt es nur gut oder schlecht, mehr kennen wir nicht."

„Ich kenne doch noch mehr — ich kenne Dich!" preßte er hervor. „Und ich will Dich haben."

Sie lächelte.

„Schlecht werden läßt Du mich doch nicht," sagte sie zuversichtlich. „Ich kenne Dich."

Und wieder riß er sie an sich, und wieder küßte er sie leidenschaftlich. Ihr Kopf sank in den Nacken, sie dachte nicht mehr und fragte nicht mehr, nur der Augenblick hatte Rechte an sie. —

Auf einmal war es ihr, als durchzittere sie etwas eiskalt; sie riß ihren Mund von dem seinen und drehte sich um.

Unter der Portiere stand Maud blaß und starr.

Nicht ein Laut kam über Evas Lippen, wie gebannt starrte sie nur auf die Frau, in deren Hand es jetzt lag, sie zu vernichten.

Auch Heeken drehte sich hastig um.

„Du!" sagte er.

Ihre Blicke wurzelten ineinander und kreuzten sich wie zwei scharfe Klingen.

„Ja, ich!" sagte Maud langsam näherkommend. „Es ist also wahr, was man mir schon lange erzählt hat, daß Du nicht Scheu trägst, mein Haus zu be-

schmutzen. — Ich traute Dir zu viel Anstand zu — Du hast mich eines Bessern belehrt.“ — Und sie lachte hart auf.

Eva war vor ihr auf die Knie gesunken, heiße Thränen überfluteten ihr Gesicht.

„Gnädige Frau,“ stammelte sie, und griff nach der schleppenden Seide des Kleides, die neben ihr am Boden hing.

Mit einer Gebärde des Abscheus entriß sie ihr Maud.

„Schaffe die Dirne hinaus,“ herrschte sie ihrem Manne zu.

Eva sprang jäh auf.

„Eine Dirne bin ich nicht,“ rief sie mit funkelnden Augen. „Die Ehre kann ich mir von keinem nehmen lassen.“

Maud maß sie von Kopf bis Fuß.

„Schaffe die Dirne hinaus!“ wiederholte sie noch einmal gebieterisch.

Heeken trat zu Eva und umschlang das zitternde, schluchzende Mädchen, deren Mut schon wieder dahin war.

„Die Eva ist anständig, ich leide es nicht, daß man ihr etwas Böses nachsagt," grollte er mit gerunzelter Stirn.

Maud lachte nervös.

„Köstlich! Verlangst Du wirklich diesen Kinderglauben von mir? Dazu bin ich allerdings nicht imstande. Und ich verlange — verstehst Du wohl, ich verlange als Frau des Hauses, daß morgen mit dem frühsten dieses — Frauenzimmer mein Haus verläßt."

Ihre Augen sprühten, ein maßloser, aber kalter Zorn hielt sie gepackt. — Er trat ihr ganz nahe:

„Sprichst Du von Eva Leitner? Ich wiederhole Dir noch einmal, sie ist ein anständiges Mädchen."

Maud stampfte heftig mit dem Fuß auf.

„Nenne Du sie wie Du willst, in meinen Augen ist die Geliebte meines Mannes ein verächtliches Geschöpf, das ich hinauswerfe."

Zwei Schreie ertönten gleichzeitig. Der eine kam von Evas erblaßten Lippen, den andern stieß Heeken aus, indem er die Faust ballte und gegen

seine Frau zum Schlage ausholte. Aber zwei zitternde Hände umklammerten seinen Arm.

„Um Jesu willen! Thu' es nicht, Martin! Was weiß denn die vornehme Dame davon, wie es uns beiden zu Mute ist! Ich geh' ja, wie sie befohlen hat."

„Und wahrhaftig, am besten wäre es schon," fuhr Maud schneidend fort, „wenn Deine Mutter gleich mitginge. Ihr verdanke ich diese Stunde, das weiß ich wohl — sie haßt mich, und rächt sich für die Wohlthaten, die ich ihr erwiesen habe, in ihrer Art."

„Und weisest Du mir nicht auch gleich die Thür, wie diesen beiden?" fragte Heeken mit zusammengepreßten Zähnen. „Das ist zwar sehr rücksichtsvoll von Dir, aber ich verzichte auf jede Rücksicht! Zu diesen gehöre ich — mit diesen gehe ich! — Hast Du jemals etwas anderes in mir gesehen, als den Bauern, den Du um seines jungen Ruhmes willen duldetest, ohne ihm als Mensch gerecht zu werden? Wenn wir uns die Rechnung aufmachen, dann glaube ja nicht, daß ich allein nur der Schuldner bin."

„Du hast mein Haus entehrt mit Deiner Liebelei, genügt Dir das noch nicht?“ fragte sie unversöhnlich.

Er öffnete die Lippen, schloß sie aber wieder.

„Geh', Ev',“ seine Stimme klang so weich, so zärtlich, Maud überraschte dieser Laut. „Sag' der Mutter heut abend kein Wort, morgen packen wir und gehen fort. Weine nicht, Mädel; Du bist braver als manche, die sich vornehmer dünkt als Du; ich weiß es.“

Er streckte ihr die Hand entgegen, sie ergriff sie laut schluchzend.

„O, Martin — die Schand — die Schand!“

Dann, mit einem jammervollen Blick auf Maud, den diese damit beantwortete, daß sie ihr den Rücken kehrte, schlich sie hinaus. Die Gatten waren allein. —

Maud hob den Kopf und sah ihn aufmerksam an.

„Du willst also morgen mit denen fort?“

„Ja!“

„Weißt Du, was das bedeutet?“

„Ja. Scheidung.“

„Wegen der da! Der Eva —!“ sagte sie mit verächtlichem Hochmut.

Er sah sie an, von Kopf bis Fuß, als müsse er sich jede Einzelheit an ihr gründlich einprägen.

„Ich habe sie lieb!“ sagte er dann einfach nach seiner langen Prüfung. „Aber das ist es nicht; wir wären still auseinandergegangen, ohne unser Gewissen zu beschweren. So hatten wir es heut abend beschlossen. Gegen die Liebe kann man nicht an, aber gegen das Unrecht. — Ich wäre dann hiergeblieben und Du hättest nichts erfahren. Aber Gott wollte es nicht. — Ich wäre zu Grunde gegangen neben Dir — warum, weiß ich nicht, aber es ist so. — Siehst Du da den Centaur? So ist es mir immer zu Mut gewesen dies ganze Jahr, bis die Eva kam, da gab es denn manchmal helle Stunden. So hast Du mich zusammengepreßt und mir Luft und Freiheit genommen.“

Sie war ihm näher getreten und sah ihn interessiert an, ihr Zorn war verraucht.

„Was that ich Dir denn?“ fragte sie erstaunt. „Gab ich Dir nicht alles, was Du brauchtest, hielt Dir die Sorgen fern, brachte Dich in die Gesellschaft, bildete Dich — und Du sagst, ich nahm Dir die Freiheit?“

Er atmete tief auf. „Vielleicht war es gerade das!“ Seine Hand strich das Haar von der Stirn, immer aufwärts, ganz gedankenlos. „Ich weiß es nicht, ich bin nicht gebildet genug dazu. Aber Du hättest mich an Seele und Leib gemordet! — In schlechte Gesellschaft kam ich, ins Trinken — Du hast mich drum verachtet, wenn Du auch nichts sagtest. Aber wie mir zu Mut war, das weißt Du nicht. — Art gehört eben zu Art. Ein Mädel wie die Eva haben, und ich will arm sein und arbeiten wie früher, Tag und Nacht, und bin doch glücklich dabei.“

Sie nickte ein wenig vor sich hin.

„Art zu Art,“ sagte sie mit ihrer alten Überlegenheit. „Du magst recht haben.“

Er reckte die Arme weit von sich in die Luft hinaus.

„Frei muß ich sein! Frei! Frei!“

Sie nahm die schillernde Seidenschleppe zusammen.

„Also: der Centaur hat sich der Schlange entledigt, so lange es noch Zeit war. Lebewohl, Tino; morgen reden wir weiter,“ sagte sie mit einem seltsamen Lächeln, und ging an ihm vorüber zur Thüre hinaus. Zwischen den Portieren wandte sie sich noch einmal um.

„Wer hätte an solch ein Ende gedacht!“ sagte sie fast schwermütig. — Dann war sie fort.

Elftes Kapitel.

Rastlos ging Maud in ihrem Zimmer auf und ab. Das Erlebte ließ ihr keine Ruhe. Aber je weiter die Nacht vorschritt, je mehr schwand ihr Zorn, alle empörten Gedanken.

„Art zu Art," klang es ihr immer wieder in den Ohren. Er hatte recht damit, als er es sagte. Es giebt keine Brücken über die Abgründe, die verschiedene Erziehung zwischen den Menschen aufreißt. Sie können eine lange Zeit unbeachtet bleiben, dann plötzlich klaffen sie wieder auf, nur durch ein Wort, eine Anschauung aufgerissen, die an sich vielleicht belanglos, doch mit greller Deutlichkeit zeigt, daß es niemals eine wahre Gemeinsamkeit gegeben.

Auch alle Künstlerschaft ist machtlos dagegen. — Vielleicht hilft Liebe überwinden, echte, ehrliche

Liebe, wenn der eine Teil nur geben wollte, immer nur geben ... Diese Liebe hatte sie nicht besessen — aber ob sie auf die Dauer auch aushalten würde, diese Liebe?

Maud stützte den Kopf in die Hand als sie sich auf die Chaiselongue niedersetzte. Das ganze Leben kam ihr auf einmal vor wie ein Labyrinth, das zu übersehen sich der einzelne niemals vermessen konnte.

Wie gut hatte sie alles zu machen geglaubt! Wie sicher war sie ihren Weg gegangen. — Und nun? Es war doch ein Gefühl der Bitterkeit, das in ihr aufwallte, wenn sie daran zurückdachte, daß sie mit allem, was sie gab, ihrem Manne nicht mehr gewesen war, als die mordende Schlange, aus deren würgender Umarmung er sich befreien oder zu Grunde gehen mußte. Dagegen war ihm dies einfache Mädchen aus dem Volk alles, was ihm Glück bedeutete.

So gab es denn wirklich nur noch eins, was ihr zu thun übrig blieb, ihn freigeben! —

Woran sie niemals gedacht hatte, als sich ihr Herz Fortunat zuwendete, verlangte er jetzt kategorisch,

und sie fühlte, sie hatte nicht das Recht, ihm zu widerstehen.

Sie setzte sich hin und schrieb Heeken einen langen Brief, in dem sie ihn bat, so lange Inhaber der Wohnung zu bleiben, bis der Kontrakt erloschen, ohne Scham ein Jahrgeld von ihr anzunehmen, bis er in der Lage sei, für seine Familie ausgiebig zu sorgen, die Scheidung aber sogleich einzuleiten.

„Du wirst,“ schloß der Brief, „mir bei reiflicher Überlegung recht geben, daß Du gezwungen bist, meine Vorschläge anzunehmen. Ich habe Dich eigenmächtig aus dem Boden gerissen, in dem Du wurzeltest, und Dich in Üppigkeit verpflanzt, die Dir ein Greuel war. Ich wußte nicht, was ich Dir damit anthat, sondern habe es gut gemeint. Zu verzeihen haben wir uns beide nichts, denn Irren ist unser menschliches Erbteil. Gehen wir also auseinander ohne Groll, und wünschen wir einer dem andern das Beste. Ich werde mich nach wie vor an den Früchten Deiner Arbeit erfreuen.

Maud.“

Sie ruhte ein wenig nach diesem Brief und schloß die Augen, aber schon in aller Morgenfrühe war sie wieder auf und schellte Nina, der sie einen kleinen Koffer mit dem Notwendigsten zu packen befahl. Im Laufe des Tages sollte dann die übrige Garderobe in die großen Koffer weiter untergebracht werden.

Nina stutzte, aber sie fragte nichts, vielleicht ahnte sie genug, um Schweigen bewahren zu können.

„Und dann schicken Sie mir Eva in das Wohnzimmer," sagte Maud, schon fertig angekleidet in dunkler Reisetoilette.

Ihrem blassen, überwachten Gesicht sah man es deutlich an, daß sie nicht ohne Erschütterung zu dem Entschluß gekommen war, während Martin Heeken gerade in dieser Nacht tief und fest, ohne irgendwelche Erregung schlief. Seiner robusteren Natur waren die feineren Seelenvibrationen fremd, der Augenblick brachte ihm den Entschluß, und jeder Entschluß die Kraft, ihn durchzuführen. Für ihn war seine Ehe bereits eine abgethane Sache, und wie

Maud und er auseinandergingen, erschien ihm ohne Belang. —

Eva kam. Ihre Augen waren rot und verschwollen vom Weinen. In letzter Stunde hatte die Alte zu keifen und zanken begonnen, denn die Angst um ihr Wohlleben hatte sie gepackt. Eva brummte der Kopf von all den Vorwürfen, die sie nun plötzlich zu hören bekam. Im Grunde ließ sie das alles ziemlich gleichgültig. — Was konnte man ihr nun noch zuleide thun? Ihre Ehre war ihr genommen, ihre Liebe zertreten, denn nie, das stand in ihr fest, durften die Gatten ihretwegen auseinandergehen. Die Sünde durfte sie nicht auf sich nehmen.

Die ganze Nacht lag sie grübelnd und weinend wach, wie sie der jungen Frau Herz wenden könnte, was sie sagen sollte, um diesen unheilvollen Entschluß zu ändern, denn das stand in ihr fest, sie mußte Maud noch einmal sehen, ehe sie ging. Ihre Botschaft erschreckte sie trotzdem. Wie weh würde sie ihr jetzt wieder mit harten, kalten Worten thun, wie bitter weh!

Aber Mauds Gesicht sah zwar ernst, doch nicht zornig aus.

„Kommen Sie her, Eva," sagte sie fast freundlich. „Ich habe mit Ihnen zu sprechen."

Das Mädchen schlich näher, ihr Herz war ihr wie zerrissen.

„In einer Stunde habe ich dies Haus für immer verlassen," fuhr Maud fort, „und Sie sollen mir, ehe ich gehe, das Versprechen geben, hier zu bleiben und nach dem Rechten zu sehen. Herr Heeken hat Sie sehr lieb, ich weiß das, und in nicht zu langer Zeit werden Sie glücklich und zufrieden als seine Frau mit ihm leben. Darum lege ich jetzt schon alles Notwendige in Ihre Hand."

Eva warf sich schluchzend vor ihr auf die Knie. „Gnädige Frau, Sie halten mich für ein schlechtes Geschöpf, wenn Sie es auch nicht sagen, ich fühle es doch! — Mit dem Vorwurf kann ich aber nicht leben. — Nichts Böses hab ich gethan all mein lebelang — und werde es auch nicht — o, gnädige Frau, um meinetwillen brauchen Sie nicht von dem Martin zu

gehen! — Wir haben uns wohl lieb — aber das kann keine Sünd' sein, der Herrgott hat's uns ja selbst ins Herz gelegt — aber das ist auch alles. — Und nun geh ich — und keiner soll mehr von mir hören . . ."

Sie preßte das thränennasse Gesicht gegen den Teppich; wie zerbrochen lag sie da, und Wahrheit sprach aus jedem Wort, jeder Bewegung. Maud wurde stutzig. Wer war denn ihr Gewährsmann gewesen? Emil Quensel! Der freilich . . . von dem war es kein Wunder, daß er alles mit seinen Augen ansah. Plötzlich that ihr das Mädchen leid.

„Ich glaube Ihnen, Eva," sagte sie eilig, fast ohne Überlegung, und legte ihre Hand auf den blonden Kopf am Boden.

Eva fuhr auf.

„Sie glauben mir, gnädige Frau! — Sie glauben mir!" — Aus ihren Augen brach ein Leuchten, und impulsiv drückte sie Mauds feine weiße Hand an ihre Lippen.

„Und Sie bleiben nun hier?" setzte sie zögernd,

hoffend hinzu. „Ich will ja gehen — und nie — nie — wiederkommen.“

Maud schüttelte den Kopf.

„Setzen Sie sich her, Eva, und hören Sie mir zu,“ sagte sie ruhig. „Ich will zu Ihnen sprechen wie zu einer jüngeren Freundin, hoffentlich werden Sie mich verstehen. — Eine solche Ehe wie zwischen Martin und mir, in der die Herzen nichts miteinander zu thun haben, sondern nur ein gegenseitiger Tausch stattfindet, kann kein Glück in sich bergen. Wir beide haben es an uns erfahren. — Ich gehe ohne Schmerz, und er läßt mich ohne Kummer gehen. Nun treten Sie an meine Stelle — und — machen Sie es besser!“

Da drückte Eva beide Hände auf die Brust und mit selig leuchtenden Augen sagte sie nur: „Ich hab' ihn so lieb — so sehr — sehr lieb!“

Maud nickte.

„Werden Sie glücklich!“ sagte sie noch kurz, und dann ging sie schnell hinaus, denn etwas wie Neid wollte sie anwandeln, wenn sie an den Reich=

tum von Gefühlen dachte, den jetzt die Brust des einfachen Mädchens barg. — —

In ihrem Hotelzimmer angelangt, schickte sie Nina mit einem kurzen Billet an Fortunat.

„Ich bin hier; erwarte Sie in einer halben Stunde — aber allein — denn diesmal brauche ich Freundesrat. Maud."

Fortunat stürzte so eilig und aufgeregt aus seinem Atelier fort, daß er eine kostbare kleine Figur zertrümmerte, ohne darauf zu achten.

Maud im Hotel — sie rief ihn — was konnte nur vorgegangen sein!

Blaß, außer Atem langte er endlich bei ihr an und erfuhr das Geschehene.

„Ich reise nun, mein lieber Freund," sagte sie, „schon der morgende Tag sieht mich auf dem Wege nach Italien. Ihre Sorge muß es sein, Martin zu bewegen, das ausgesetzte Jahrgehalt einstweilen von mir anzunehmen. Er ist jetzt doch ein anderes Leben gewöhnt, und ich will nicht, daß er Ursache hat, meinen willkürlichen Eingriff in seine Existenz noch

nachträglich zu verwünschen. Übrigens versichere ich Sie, daß er mit Eva sehr glücklich sein wird."

Er war im Zimmer auf und ab gelaufen, nun blieb er plötzlich stehen und kehrte sich ihr hastig zu.

„Gnädige Frau!" rief er vorwurfsvoll.

Ihr altes Lächeln glitt über das blasse, hübsche Gesicht.

„Art zu Art!" sagte sie fast scherzend.

Da schlug er die Hände vor das Gesicht und warf sich in einen Sessel; sie wußte, was in diesem Augenblick in ihm vorging, er dachte an Luzie!

„Und Liebe zu Liebe!" fügte er fast flüsternd hinzu. —

Ein beschwerlicher Tag war's noch für beide, denn Fortunat begleitete Maud überall hin, wo es noch etwas zu ordnen gab. Zum Rechtsanwalt — zum Bankier — er war ihre rechte Hand.

„Wenn ich Sie nicht hätte!" sagte sie ganz gerührt, und keiner von ihnen dachte an die wartende Braut. Sie waren selig eines neben dem andern

nach der langen Trennung, und begehrten vom Augenblick nichts mehr. —

Luzie hatte gerade Geburtstag an dem Tage, der Maud von der Seite ihres Gatten trieb. Ihr Bräutigam hätte wohl daran denken können, aber neben Maud hatte ihr Bild keinen Platz mehr.

So ging der Vormittag hin ohne eine Gratulation, ein Geschenk von ihm zu bringen, so sehr sie auch wartete.

„Es ist etwas passiert,“ dachte sie und rang in ohnmächtiger Verzweiflung die Hände, obgleich Emil lachte und behauptete, Fortunat habe es einfach vergessen.

Am Nachmittag hatten sich die Freundinnen zum Kaffee angesagt und waren aufs äußerste erstaunt, weder den Bräutigam noch eine Gabe von ihm vorzufinden, so unbefangen Luzie auch in ihrem Zorn und Kummer that.

„Künstler,“ sagte sie lachend, „Künstler sind eben anders als andere Menschen, und man muß sie mit anderem Maß messen. Ich wette, er sitzt tief

vergraben in einem neuen Entwurf und weiß weder, ob die Sonne scheint noch ob es regnet."

Man hatte die Höflichkeit, zu thun, als glaube man ihr das; im stillen dachte sich jede ihr Teil. Und als nun gar der letzte und jüngste Gast eintraf und Luzien zwischen den herrlichsten Gratulationen die Versicherung gab, soeben sei sie ihrem Bräutigam mit Frau Heeken in einer Droschke begegnet . . . „denke Dir nur, in einer Droschke — nicht im Heekenschen Wagen!" da war es so ziemlich um Luziens Selbstbeherrschung geschehen.

Sie konnte nicht fort, die lieben Freundinnen saßen ja da und beobachteten jedes Wort, jede Miene, aber sie beschwor Emil, zu Fortunat zu fahren und Aufklärung zu holen.

„Ich werde den Teufel thun," antwortete er ihr, den Rauch seiner Cigarette seelenruhig von sich blasend. „Nachher versöhnt Ihr Euch wieder und ich bin dann der Geleimte, denn ein Zerwürfnis zwischen Männern ist immer noch ein anderes Ding als ein zankendes Brautpaar."

So mußte sie denn aushalten — den ganzen Nachmittag bis gegen Abend, seelisch und körperlich auf die Folter gespannt durch ihr unausgesetztes Horchen auf irgendwelche Nachricht zwischen dem Geschwätz der Freundinnen. Manchmal glaubte sie es nicht länger ertragen zu können, laut hinausschreien zu müssen; und die Hast, mit der sie allen in ihre Garderobe half, wurde späterhin mit manchem lachenden Kommentar versehen.

Endlich war sie allein! Endlich! — Sie nahm sich nur noch Zeit, einen Mantel umzuwerfen, dann fuhr sie in Fortunats Atelier.

Alles still — alles dunkel! —

Nach langem Warten kam die Haushälterin endlich von einem Besuch heim und ließ die vor Furcht und Aufregung zitternde Braut, die sie ja gut kannte, eintreten, aber auch sie hatte keine Ahnung, wo sich ihr Herr den ganzen Tag aufgehalten, Luzies Fragen blieben erfolglos. Und nun saß sie hier — wieder stundenlang — fiebernd, halb sinnlos vor Zorn — und er kam nicht. —

Das Licht erlosch in den Häusern und Korridoren — da endlich — endlich hörte sie seinen Schritt! — Zusammengeknäult wie eine Katze, regungslos, blickte sie ihm nur mit funkelnden Augen entgegen.

Er hatte keine Ahnung von ihrer Anwesenheit, ganz in Gedanken verloren zündete er Licht an, dann schrak er heftig zusammen.

„Luzie — Du —! Verzeih — ich hatte gar nicht an Dich gedacht.“ —

Sie sprang auf und trat dicht vor ihn.

„Das glaube ich! — Du warst ja bei ihr, die Du liebst! — Was konnte ich Dir da gelten!“

„Ja!“ sagte er nach kurzem Besinnen. „Es ist etwas Unerwartetes geschehen. Heekens trennen sich — ich begleitete Frau Heeken zum Rechtsanwalt und sorgte für alles Nötige. Sie verläßt morgen früh die Stadt für immer. Das entschuldigt mich wohl heute bei Dir.“

Sie stampfte leidenschaftlich mit dem Fuß.

„Nein — das entschuldigt Dich nicht! Was geht Dich Maud an! Zu mir gehörst Du. — Vor

allen meinen Freundinnen hast Du mich heut mit Deiner Rücksichtslosigkeit lächerlich gemacht."

Sie begann wild und unbändig zu schluchzen, er versuchte sie zu trösten, obgleich sein Herz, seine Gedanken ganz wo anders waren.

„Luzie," sagte er eindringlich, „glaubst Du denn nicht, daß solch ein ernster Schritt, wie die Trennung einer Ehe, eine Geburtstagsfeier wert ist?"

„Was geht sie Dich an?" fragte sie mit funkelnden Augen.

„Ich war ihm und ihr einmal Freund," sagte er mit bedeckter Stimme.

„Und bist es noch! Und liebst sie noch, wie Du es stets gethan! Ich war Dir nur Mittel zum Zweck, um ihren Ruf wiederherzustellen!" schrie sie außer sich. „Leugne es doch, wenn Du es kannst!"

Er senkte den Kopf und schwieg.

„Und jetzt wird sie Dich kaufen, wie sie sich damals Heeken gekauft hat," fuhr Luzie fort, „und Du wirst ebenso bereit dazu sein wie er."

Da fuhr er auf mit flammenden Augen.

„Beschimpfe die Frau nicht, die mir am höchsten steht auf der Welt! Glaubst Du, Du mit Deiner kleinlichen, engherzigen Auffassung verstehst sie zu würdigen? Der Neid hat Dich immer gegen sie blind gemacht.“

Luzie warf sich auf die Chaiselongue und brach in schneidendes Lachen aus.

„Der Neid? Worauf denn? — Auf ihr Geld? Pah! Auf ihren Bauernbengel von Mann? Oder auf Deine blöde Anbetung? Das alles habe ich ihr nicht zu beneiden.“

„Luzie!“ sagte er warnend, denn er sah, daß sie die Herrschaft über sich selbst verlor. Aber da half nichts mehr.

„Manchmal glaube ich sogar, ich hasse Dich,“ sagte sie und biß die Zähne so fest zusammen, daß man kaum ihre Worte verstand, „denn ich weiß genau genug, daß ich Deinen Besitz mit meiner größten Feindin zu teilen habe, und ich bin zu stolz dazu.“

„Luzie!“ sagte er noch einmal.

O, wie er diese Scenen haßte, ihrer überdrüssig war! Fast kein Tag verging ohne sie.

„Ich sehe nicht ein, warum ich mir das alles gefallen lassen soll,“ fuhr das Mädchen in demselben Ton fort. „Da! Du bist frei!“

Und sie riß den Verlobungsring vom Finger und schleuderte ihn zu Boden.

Auge in Auge, schweigend und blaß standen sie sich dann eine Weile gegenüber.

„Du hast es gewollt!“ sagte er endlich tonlos und zog auch den seinen vom Finger.

Als sie das Funkeln des Metalls sah, stürzte sie auf ihn zu, umschlang ihn und preßte ihn an sich.

„Fortunat — nein — nein! — Es war mein Ernst nicht!“

Er schob sie langsam, aber entschlossen von sich.

„Es geht so nicht weiter, Luzie. Ich kann das nicht ertragen und gehe daran zu Grunde. Ein Leben mit Dir würde geistiger Tod für mich werden. Auch die Seelen müssen von gleicher Art sein, wenn es Harmonie geben soll, und ohne solche ist kein

Schaffen denkbar. Um meinetwillen muß ich mich schon von Dir trennen."

„Das ist nicht wahr!" Sie wischte Thränen und zerzauste Locken aus ihrem glühenden Gesicht. „Du thust es um Mauds willen."

Er sah sie groß und voll an.

„Und wäre es selbst so; wir gehören nicht zu einander."

Ein Zittern überlief sie und schüttelte sie wie einen jungen Baum der Sturmwind.

„Also lebewohl!"

„Lebewohl! Und wenn Du es vermagst, verzeih mir. Besser ein kurzer Schmerz als ein langes, qualvolles Zusammenleben."

Sie lachte schrill auf. In diesem Augenblick hätte sie ihn töten können. — —

Eine Stunde später war Luzie zu Hause und lag in ihrem Bett. Was hatte sich nicht alles in den vergangenen vierundzwanzig Stunden abgespielt! Sie war außer sich. Gekränkte Eitelkeit, Furcht vor dem Gerede der Leute, wütender Zorn erfüllten ihre

Seele so sehr, daß das Fünkchen echter, wahrer Liebe, die sie einst für Fortunat gehegt, jämmerlich darin erlosch.

* * *

Am nächsten Morgen, als Maud die Stadt verließ, stand auf dem Perron, in einen dunklen Mantel gewickelt, Fortunat. Er war sehr blaß, aber seine Brust atmete so frei, so leicht war ihm zu Mute, daß es ihm unwissentlich aus den Augen strahlte.

„Sie freuen sich wohl, daß Sie mich loswerden?“ meinte Maud scherzend, sich aus dem Coupé beugend.

Er sah sie an. — Was lag nicht alles in dem einen Blick! Fast drängten sich ihr die Thränen in die Augen, wenn sie bedachte, daß es doch nie — nie, sein konnte.

„Ich bin frei — seit gestern abend!“ sagte er hastig flüsternd. — „Wann darf ich Ihnen folgen, Maud?“

Ein heißes Rot stieg in ihr Gesicht. Sie reichte ihm die Hand.

„Mit dem Scheidungsdekret in der Tasche,“ gab sie ebenso leise zurück.

„Und dann?“

„Dann . . .“ Die Lokomotive pfiff, der Zug setzte sich in Bewegung. Maud fuhr davon, und er blieb zurück, aber er sah noch ihr Lächeln, sah, daß sie die Hand an die Lippen hob und ihm einen Kuß zuwarf.

Wie von Engelsflügeln getragen, kehrte er in sein Atelier zurück. —

* * *

Aber das alltägliche Leben machte bald seine Rechte geltend. Schon am nächsten Tage kam Emil, um eine Versöhnung zwischen dem Brautpaar herbeizuführen. Er hatte sich das so leicht gedacht, da er Fortunats Charakter, der im allgemeinen sehr zur Nachgiebigkeit neigte, genau kannte, scheiterte mit seiner Mission aber völlig.

Das „Art zu Art“, das er Maud gegenüber selbst ins Treffen geführt, richtete sich hier als eherne

Mauer gegen ihn auf, gegen die es keinen Ansturm gab. Unverrichteter Sache kehrte er nach Hause zurück, wo Luzie raste und tobte wie eine Wahnsinnige.

Am Abend ging dann Fortunat in aller Heimlichkeit zu dem alten Professor Quensel, dem er nach Unterrichtsschluß auflauerte. Ihm war das Herz so voll, aber der Mund seltsam verschlossen.

Diesem alten, grauhaarigen Manne gegenüber fühlte er seine Handlungsweise wie eine Schuld, weil dieser bei jedem Menschen immer die edelsten Motive in Berechnung zog, ahnungslos, wie oft er sich täuschte. Und Emil, der seinen Vater einen „unverbesserlichen Idealisten" zu nennen pflegte, hatte nicht so unrecht mit seinem Ausspruch.

Er fand ihn zwar ein wenig niedergeschlagen durch den Kummer, den seine Tochter ohne jede Selbstbeherrschung zur Schau trug, aber von derselben ehrlichen Freundlichkeit gegen ihn — den Urheber; gerecht und mild, wie er immer zu sein pflegte.

„Wenn man alt geworden ist, sieht man das Leben mit so ganz andern Augen an," sagte er zu

Fortunat, „und bedauert nur jede Stunde, die man sich vom Glück nicht erobert hat. — Ich wußte es ja längst, lieber Sohn — entschuldigen Sie, daß ich Sie noch einmal so nenne — daß Ihnen in der Verbindung mit meiner Luzie nicht das werden würde, was Sie zu Ihrem Frohsinn, Ihrer Schaffenskraft brauchen. Da ist es denn gut, wenn man sobald wie möglich einen Strich macht und sich herausrettet, Luzies Kummer ist viel zu ungebärdig, als daß er sehr nachhaltig sein wird, das tröstet mich. — Aber nun sagen Sie mir einmal — Heekens! Wer hätte das gedacht!"

„Sie paßten gar nicht zusammen, Herr Professor."

Er schüttelte den weißen Kopf.

„Mag ja sein — mag gewiß sein! Aber wissen Sie, lieber Sohn, ich denke, die heutige Generation rechnet mit zu vielen Faktoren, und erst, wenn die ganze Summe stimmt, dann fassen sie nach ihrem sogenannten Glück. Ich meine aber nach meiner alten Erfahrung, all der vielen Faktoren braucht es nicht, Liebe muß nur da sein, die alles ausgleicht, und

eine Gleichheit der Seele, die äußere Mängel übersehen läßt. Aber wer fragt heute noch nach Liebe, und wer hört auf die so unendlich feine Sprache der Seelen zu einander! — Ich bin manchmal recht froh, daß ich so alt bin und bald aus dem Leben herausgehe, das, was noch kommt, gefällt mir recht wenig."

„Und Sie sind mir nicht böse, Herr Professor?" fragte Fortunat bewegt.

Er lächelte fein.

„Glauben Sie, meine Theorie ist nur für die Allgemeinheit? Im besondern Fall aber, der mich angeht, denke ich anders? Nein, so ist es nicht. Und weil zwischen Ihnen und Luzie keine Liebe war, wie ich sie meine, darum ist es besser, Ihr habt das Band zerrissen! — Sollte Ihnen aber einmal doch die echte, wahre Liebe begegnen, mein junger Freund, sollte Ihnen eine begegnen, die der Ihrigen gleichwertig ist, dann rechnen und fragen Sie nicht lange, dann öffnen Sie ihr weit die Arme, denn Sie werden das Glück festhalten, und kommt es auch im Kattun=

kleid mit einem Stück trocknen Brot in der Hand. Irgendwo haben wir Menschen doch alle eine weiche, klingende Stelle, die ihr Recht verlangt — oder uns sonst manche qualvolle Stunde bereitet."

Fortunat schüttelte die Hand des Greises heftig.

„Ich werde Ihre Worte nie — nie vergessen, Herr Professor."

* * *

Nun blieb ihm noch übrig, Heeken aufzusuchen. Er hatte es Maud versprochen, und sonderbar, seitdem er sie fern wußte, für immer von Heeken getrennt, lebte auch das alte, freundschaftliche Gefühl für ihn auf einmal wieder ganz ungestört in seinem Herzen auf.

Wie aber würde er ihn empfangen nach der langen Entfremdung?

Schritt für Schritt stieg er die Stufen empor, klingelte und betrat die ihm so wohlbekannten Räume. Ein Hauch von Vergangenheit schien ihm über allem zu liegen, von Moder und Öde, denn sie, die ihm

damals alles belebt hatte, war ja fortgegangen und hatte auch den kleinsten Teil ihres Wesens mit hinweggenommen. Man führte ihn ins Atelier, und als er den langen Korridor durchschritt, da hörte er pfeifen drinnen. Wirkliches, vergnügtes Pfeifen!

Er blieb einen Augenblick lauschend stehen — das war wahrhaftig Martin selber!

Er hatte ihn nur einmal pfeifen hören, damals, als seine erste Gruppe zusammengestürzt war, und er in Todesangst kam, den Verzweifelten zu trösten.

Er fand ihn pfeifend; — und heute pfiff er wieder. — Die Erinnerung an die Vergangenheit übermannte ihn plötzlich, und eintretend streckte er ihm beide Arme entgegen.

„Martin! Mein alter Martin!"

Wie es dann plötzlich kam, daß sie sich umarmt hielten, wußte nachher keiner.

Und dann ein Blick auf Heekens Gestalt und Fortunat mußte lachen.

Da war es ja wieder das anspruchslose Wollhemd, wenn auch in erneuter Gestalt, und lustig

starrte ihm Kopf- und Barthaar rund um das Gesicht. Auf dem Block aber, auf dem er zu modellieren pflegte, da hob sich wieder in den ersten Anfängen ein massiges Etwas empor, von dem man gleich wußte, es müsse etwas Gewaltiges, Riesengroßes werden.

Fortunat atmete tief auf, und dann sahen sie sich etwas verlegen in die Augen.

„Ich bin lange nicht hiergewesen,“ sagte er dann, nur um zu beginnen.

„Recht lange nicht.“

„Und Du bist wieder fleißig an der Arbeit?“

Martins Augen leuchteten.

„Und wie! Ich bin ja frei! — frei! — frei!“ Und er reckte seine gewaltigen Arme in die Luft und ballte die Fäuste. „Du weißt doch alles, nicht wahr?“

„Deine Frau hat mir nichts verhehlt; mit meinem Beistand hat sie die nötigsten Schritte gethan.“

„Ich danke Dir! Du bist wirklich ein redlicher Freund gewesen all die Zeit. Und wenn ich Dich

mal schlecht behandelt habe... nichts für ungut, Lex, ich war ein todunglücklicher Mensch!"

„Und nun?"

„Nun bin ich glücklich! Selig! Und das Leben liegt vor mir — so hell, daß ich mit keinem Kaiser tauschen möchte."

„Aber Martin, Du hast Dich jetzt an schrankenlosen Reichtum gewöhnt . . ."

„Gewöhnt?" fuhr er auf. „Umgebracht hat er mich beinahe. Meine Kunst hätte er mich gekostet, wenn ich ihn immer hätte ertragen müssen! Mich — mich selbst hätte er zu einem liederlichen Kerl gemacht und alles niedergetreten, was doch einmal in mir steckt. Der Reichtum, mein Lieber, ist ein verflucht zweischneidig Ding."

„Wenn Du wüßtest, wie es mir ein stets lebendiger Vorwurf gewesen ist, daß Du nicht glücklich warst!" sagte Fortunat mit gesenktem Kopf.

Martin legte ihm die Hand auf die Schulter und rüttelte ihn ein wenig.

„Was kannst denn Du dafür? Ich — ich hätte

mich nicht in etwas hineinzwingen lassen sollen, was mir so ganz gegen meine Natur ging. Aber ich dachte, man gewöhnt's vielleicht mit der Zeit! Und sie auch, sie dachte: Du gewöhnst ihn dir! Was aber ein rechter Mann ist, der bleibt bei seiner Art — oder — er geht zu Grunde." Dann dem Freunde näher rückend, setzte er im vertraulichen Flüsterton hinzu: „Sie hat sich wohl manchmal über mich beklagt, Fortunat, meine Frau! — Sie hielt mich für einen rohen, eigensinnigen Burschen . . . ich weiß nicht, ob ich es bin — ich weiß nur, daß man auf die Dauer nicht gegen sich an kann. Den Zwang habe ich so gehaßt, mit dem habe ich Krieg geführt, gar nicht mit ihr, und — Gott sei Dank, ich habe ihn abgeschüttelt."

„Also bist Du zufrieden, wie es gekommen ist?"

Martin atmete tief auf.

„Von Herzen! Ich werde wieder arbeiten und schaffen können wie früher, denn ich bin wieder ich selbst geworden. Die Welt, denk ich, soll noch mit mir zufrieden sein."

„Wie konnten wir nur so auseinanderkommen?“ fragte Fortunat nachdenklich, denn das Kraftbewußtsein des Freundes, das Fluidum, das die herumstehenden Arbeiten ausströmten, hatten wieder die alte Anziehungskraft für ihn. Es war ihm, als sei die ganze letzte Zeit nicht gewesen.

„Die Frau stand zwischen uns,“ sagte Heeken ganz selbstverständlich. „An der maßest Du es erst ab, daß wir doch nicht zu einander gehörten, an der maß auch ich mich — und hätte mich bald selbst aufgegeben, wenn nicht —“ er lächelte und schwieg ein Weilchen. „Du weißt natürlich alles,“ sagte er dann.

„Alles, Martin.“

„Und möchtest nun auch die Ev' sehen?“

Und ehe der andere ein Wort erwidern konnte, ging er zur Thür und öffnete sie weit.

„Everl, willst Du so gut sein und ein paar Flaschen Bier für uns beide bringen? Denn weiter langt es jetzt nicht,“ setzte er lachend hinzu, sich zu Fortunat wendend. „Aber ich will arbeiten — arbeiten! Ich kann ja wieder arbeiten!“

Eva kam und brachte das Bier. Ihre Wangen waren rot, und sie lachte mit all den blitzblanken, wundervollen Zähnen, während sie dem Gast das Bier eingoß. In ihrem schlichten, gewürfelten Kattunkleid sah sie zwar nicht aus wie eine Fürstin, aber wie eine passende Lebensgefährtin für den Mann, der jetzt in selbstvergessener Zärtlichkeit den Arm um ihre Hüfte legte.

Mein Gott, daß er das nicht früher begriffen hatte, der Freund, der mit offenen Augen dabeigestanden und zugesehen, wie wenig eins für das andere getaugt, damals, als die feingliederige, feinnervige Maud an seiner Seite gestanden!

Eva schob seinen Arm fort und sah ihn vorwurfsvoll an; noch war ihr bänglich und verwundert zu Sinn, wenn sie das Geschehene überdachte. Und Martin kam ihr so hoch vor, so himmelhoch neben ihrer kleinen, bescheidenen Existenz.

Als sie gegangen war, sagte Heeken schnell: „Du brauchst mir kein Wort über sie zu sagen, kein Sterbenswörtchen! Mir ist sie gerade so recht wie sie

ist. Weißt Du, alles schickt sich nicht für jeden ... ich glaube, ich brauche es, daß die Frau zu mir in die Höhe sieht, nicht auf mich herab."

Und Fortunat schwieg auch. Die Eva in all ihrer frischen Natürlichkeit, Gesundheit und ländlichen Schönheit konnte ihn nicht begeistern. Ihm kam es vor, als habe der Freund einen Edelstein fortgeworfen, um einen kompakten Kiesel aufzuheben. Da er aber den Edelstein gefunden, brauchte er nicht böse darüber zu sein.

Heeken fragte mit keinem Wort nach den Beziehungen, die zwischen dem Freunde und seiner Frau bestanden. Entweder interessierten sie ihn nicht mehr, da er mit der Vergangenheit so endgültig gebrochen, oder er war zu taktvoll dazu. Auch Fortunat erwähnte keine Silbe. Das Heiligtum seines Herzens vermochte er nicht preiszugeben.

Dagegen machte Martin das Glück mitteilsamer.

„Ich werde rüstig schaffen," sagte er und straffte das Haar rückwärts, „niemand stört mich mehr, und die Eva sorgt für mein körperliches Behagen. Siehst

Du, mein Lieber, das ist doch etwas anderes als mein damaliges Hausen in dem armseligen Atelier, als ich meine Centaurengruppe schuf! — Nun geht es vielleicht nicht ganz so flink, aber mit gekräftigtem Leib und froher Seele."

„Du willst das Mädchen, das Du nachher zu heiraten gedenkst, bei Dir behalten bis Du geschieden bist?" sagte Fortunat erschrocken. „Aber das geht doch gar nicht, Martin! — Die Menschen . . ."

Er lachte auf.

„Die Menschen!" wiederholte er in gutmütigem Spott. „Ja, die können mir sonst was! — Ich brauche sie nicht — ich will sie nicht — ich bin ein freier, unabhängiger Mann. Sie scheren mich den Teufel! Niemand soll meine Schwelle betreten außer Dir — Du wirst mir immer willkommen sein!" —

Und wieder umarmten sie sich herzlich wie in früherer Zeit.

Zwölftes Kapitel.

Kaum ein Jahr später reiste Fortunat mit der Scheidungsakte in der Tasche nach Italien. — Von Sorrent kam die Nachricht, daß er sich mit der geschiedenen Frau Heeken ehelich verbunden habe, und manche Nachricht fand später auch noch den Weg in die Stadt, die Heeken nicht verlassen hatte.

Fortunat blieb mit seiner Frau im Süden. Sein humorvolles, trotz alledem etwas weiches Talent fand dort den besten Boden. Das liebenswürdige, reiche junge Paar spielte dort eine große Rolle und sehnte sich nicht in das kalte Nebelland zurück, nur ab und zu fand eine der feinsinnigen Schöpfungen des Künstlers ihren Weg dahin, und dann konnte Heeken stundenlang schmunzelnd davor stehen und sich an dem Gebotenen erfreuen.

Fortunats Ruf wuchs mit Recht, und seine Frau hatte teil an seinem Schaffen, wie sie es sich einst ersehnte.

* * *

Als der geniale Bildhauer Martin Heeken in aller Stille sich mit seiner zweiten Frau trauen ließ, da rümpfte die Gesellschaft gewaltig die Nase. — Ein Dienstmädchen! Eine Person, die ihm ganz schamlos den Hausstand geführt, als er mit seiner Frau in Scheidung lag. Diese Leute waren ja einfach unmöglich! —

Aber in den seltenen Fällen, wo man ihn wirklich einmal zu Gesichte bekam, sah der Mann gar nicht aus, als ob er sich etwas daraus machte. Für seine früheren Bekannten hatte er ein schlechtes Gedächtnis, er kannte sie alle nicht mehr, und niemand kannte ihn.

Aber er sah so anders aus! Sein Äußeres wohl etwas vernachlässigt, wenn auch niemals wieder so wie zu Anfang seiner Carriere, dafür aber den

Kopf stolz getragen, in den Augen das Leuchten absoluter Zufriedenheit und Selbstgenügsamkeit.

Es gab eine Zeit, da munkelte man, daß es ihm pekuniär nicht glänzend gehen sollte, denn das war eine Thatsache, wenn auch eine merkwürdige. Als Mauds Gatte mußte man sich immer erst auf den Künstler besinnen, der er doch immer gewesen, jetzt war es der Künstler allein, der das Interesse so wach hielt, daß man sich auch um seine Privatverhältnisse kümmerte.

Er wußte von alledem nichts.

Draußen vor dem Thore besaß er ein kleines Haus, sehr bescheiden, nach seinen Angaben gebaut, darin lebte er schlicht und einfach mit seinem Weibe und drei strammen Buben, die in seinen Mußestunden um ihn herumtollen, ohne ihn zu stören.

Aber sein Atelier ist geheiligt! — Selbst Eva hat nie den ehrfürchtigen Respekt überwunden, den ihr die gewaltigen weißen Skulpturen einflößen, die dort herumstehen.

Jede vollendete Arbeit wird ihm ein neues Lor-

beerblatt. Er hat alles gehalten, was er versprochen! — Seine Frau versteht wenig davon. Auf Treu und Glauben nimmt sie es hin, daß ihr Martin eben ein Genie ist, aber sie würde ihn nicht weniger lieben, wenn plötzlich dieses Genie entfliehen und ihr nur den einfachen Gatten zurücklassen würde. Seit zehn Jahren geht sie mit jedem Gedanken in ihm auf und den Kindern.

Die alte Frau Heeken ist längst tot. —

Und dann kam ein stolzer Tag. Martin wurde als Professor an das Kunstinstitut berufen, dem bisher der alte Quensel vorgestanden. —

Die Frau Professorin geht zwar immer noch in kleingewürfelten Kattunkleidern mit blendend weißen Schürzen in ihrem Gärtchen umher, aber die Gesellschaft fängt allmählich an mit dem berühmten Mann zu liebäugeln, freilich ohne auf Gegenliebe zu stoßen. Man findet seine Vergangenheit „riesig interessant", sein Äußeres bedeutend, seine Frau frisch wie Alpenluft. Als aber das erste Einladungsschreiben an das Ehepaar auf den Schreibtisch des Herrn Professors

flog, legte er es kopfschüttelnd beiseite. Es kam aus ziemlich hohen Regionen.

„Nein, Ev'!“ sagte er, „das lassen wir hübsch bleiben; wir sind uns selbst genug, nicht wahr? Art zu Art!“

Ende.

Berliner Buchdruckerei Aktien-Gesellschaft (Setzerinnenschule des Lette-Vereins).

9.8.94

Art zu Art

Bd.: 3.

1897